1,20 DM / Band 38

Neuer Roman

BASTEI

GESPENSTER-KRIMI

Zur Spannung noch die Gänsehaut



Abgeschlossener Roman Printed in Western Germany



Die Tochter der Hölle

Gespenster Krimi Nr. 38

von Jason Dark

erschienen am 04.06.1974

Titelbild von Rollan

Sinclair Crew

Die Tochter der Hölle

»Hier muß es irgendwo sein«, flüsterte Laura Patton. »Leuchte mal, Jim.«

Jim Cody, der junge Reporter, sah sich unbehaglich um.

»Angst, Jim?« fragte Laura etwas spöttisch.

»Quatsch!«

Jim knipste die Taschenlampe an, die er in der rechten Hand trug. Der starke Strahl geisterte durch die kahlen Büsche und zuckte über die verfallenen Mauern der alten Abtei.

»Noch ein paar Yards«, sagte Laura. Die beiden jungen Leute schoben sich durch das Gebüsch. Laub knisterte unter ihren Füßen. Dann erreichten sie einen schmalen, mit Steinplatten ausgelegten Weg.

Laura krallte ihre rechte Hand in Jims Arm. »Jetzt haben wir es bald geschafft, Jim.« Die Stimme des Mädchens klang vor Nervosität ganz heiser.

Auch Jim Cody mußte zugeben, daß er nicht der Ruhigste war.

Laura Patton bückte sich plötzlich. Mit beiden Händen begann sie den Dreck und das Laub, das auf den Steinplatten lag, wegzuschaufeln.

»Ich hab’s«, rief sie triumphierend. »Da, sieh doch, Jim!«
Der junge Mann ging auf die Knie. Im scharf gebündelten Strahl der Lampe sah er den Eisenring, der in einem Haken in einer Steinplatte hing. Haken und Ring waren gleichermaßen stark verrostet und schienen schon eine Ewigkeit lang nicht mehr benutzt worden zu sein.
»Hilf mir mal, Jim!«
Gemeinsam packten die jungen Leute den Ring und zogen mit aller Kraft daran.
Langsam, unendlich langsam begann sich die Steinplatte zu bewegen. Der feine Sand in den Ritzen knirschte, als der Stein aus seiner waagerechten Lage nach oben gehievt wurde.
Endlich war es geschafft. Mit einem dumpfen Laut kippte der Stein nach hinten.
Ein gähnendes Loch starrte die beiden jungen Leute an.
Jim leuchtete mit der Taschenlampe in die Tiefe.
»Das ist sie, Jim. Die Steintreppe. Los, die müssen wir runter!«
»Ist das nicht gefährlich?«
Laura lächelte verächtlich. »Wer wollte denn unbedingt das Grab der Hexe sehen?«
»Ich natürlich. Aber…«
»Kein Aber. Komm jetzt! Und du willst Reporter sein? Daß ich nicht lache.«
Während der letzten Worte hatte sich Laura schon an den Abstieg gemacht.
Vorsichtig setzte sie Fuß für Fuß auf die schmalen Steinstufen. Es war nicht leicht, die Balance zu halten. Spinnweben streiften Lauras Gesicht. Eine fette Ratte huschte quiekend davon.
Jim Cody folgte Laura nur zögernd.
Der junge Mann hatte tatsächlich Angst. Angst vor der eigenen Courage.
Die Treppe mündete in einen Felsengang. Gemauerte Rundbögen stützten in Abständen die Erdmassen oberhalb des Gangs. Auf dem Boden lag knöcheltiefer Staub. Kriechtiere huschten in die Ritzen und Spalten der Felswände.
Jim Cody ging jetzt vor. Der scharf gebündelte Lampenstrahl zerschnitt die Dunkelheit wie ein Messer.
»Wie weit ist es denn noch?« fragte Jim.
»Laut Plan müßten wir gleich an eine Tür kommen. Und dahinter liegt das Grab der Hexe.« Laura wies mit der Hand nach vom. »Da! Sieh doch, Jim. Die Tür.«
Tatsächlich. Aus der Dunkelheit schälten sich die Umrisse einer Holztür, die nach oben hin spitz zulief.
Jim Cody leuchtete die Tür genau ab. Sie besaß eine rostige Eisenklinke und war mit Metallbeschlägen verziert. Natürlich war

alles im Laufe der Jahre vom Rost zerfressen worden.

Jim drückte probehalber auf die Klinke. Zu seinem Erstaunen schwang die Tür auf. Sie quietschte in den Angeln.

»Ob schon vor uns einer hier war?« fragte Laura leise.

Jim zuckte nur die Achseln und schob sich in den dahinterliegenden Raum.

»Gräfin Barthonys Grabkammer«, sagte Laura fast ehrfürchtig.

Die Grabkammer war ein viereckiges Verlies, in deren Mitte ein steinerner Sarkophag stand.

Langsam traten die beiden jungen Leute näher. Sie gingen auf Zehenspitzen, so als hätten sie Angst, die Ruhe der Gräfin Barthony zu stören.

»Ob wir den Sarg öffnen können?« wisperte Laura.

»Ich weiß nicht.« Jim zuckte die Achseln. »Das ist doch verboten.«

»Unsinn. Niemand weiß, daß wir hier sind. Komm, faß mal mit an!«

Laura ging an das Fußende des Sarkophags und faßte nach dem Deckel.

Jim klemmte sich die Taschenlampe zwischen die Zähne und tat es dem jungen Mädchen nach.

Gemeinsam begannen sie, den Deckel hochzuheben.

Er war verhältnismäßig leicht.

»Komisch. Mir ist, als wenn man uns erwartet hätte«, sagte Laura.

Vorsichtig legten sie den steinernen Deckel auf den Boden.

Dann erst leuchtete Jim Cody in den Sarkophag.

Ein gräßlicher Totenschädel starrte ihn an.

»Jim!«

Laura preßte beide Arme um den jungen Mann. Der Anblick war doch nichts für sie.

Jim ließ den Strahl der Lampe weiterwandern.

Von der Gräfin war nur noch ein bleiches Skelett übriggeblieben.

Jim Cody sah Laura an. »Ist das alles, was du sehen wolltest?«

»Ja. Aber die Leute sagen viel. So, und jetzt setzen wir den Deckel wieder auf.«

»Warum? Hier kommt sowieso keiner mehr hin.«

»Meinetwegen. Wäre auch nur unnötige Arbeit.«

Laura hatte jetzt ihren Schreck überwunden. Sie trat nochmals dicht an den Sarkophag heran und beugte sich über das Skelett. Laura wollte sich gerade abwenden, als sie mit ihrem Handballen gegen eine scharfe Kante des Sarkophags stieß.

»Au!« schrie sie auf.

»Was ist denn?« fragte Jim, der schon fast an der Tür war.

»Ich habe mich geritzt.«

Laura hielt ihre Hand hoch. Das Blut lief wie ein kleines Rinnsal an ihrer Hand herab, sammelte sich und tropfte nach unten.

Keiner der beiden jungen Leute bemerkte, daß einige Blutstropfen genau in den halbgeöffneten Mund des Totenschädels fielen.

***

Der Mond hing als bleiche Scheibe am Himmel und versuchte vergeblich, die Dunkelheit zu durchdringen.

Es war eine kühle Nacht. Bodennebel kroch schlangengleich zwischen Büschen und Sträuchern umher und legte sich wie Watte auf knorrige Äste und Zweige.

Eine schwarzgekleidete Gestalt schlich durch den verwilderten Park, der die Abtei umgab. Die Gestalt kannte sich aus. Zielstrebig umging sie natürliche Hindernisse und gelangte schließlich auf den Weg, der zum Grab der Gräfin führte.

Die Gestalt blieb stehen, als sie den offenen Einstieg sah. Ein lautloses Lachen schüttelte ihren Körper.

Es war erreicht! Endlich! Bald würde die Gräfin wiederkommen und ihren blutigen Terror fortsetzen, so wie sie es vor über 200 Jahren versprochen hatte.

Die Gestalt bückte sich und packte den Stein. Mit übermenschlicher Anstrengung schob sie ihn wieder in die alte Lage.

Den Grabschändern war der Rückweg abgeschnitten.

***

»Ich bin froh, daß wir hier wegkommen, Jim. Es ist doch unheimlich«, sagte Laura leise.

Jim Cody grinste. »Du hast es nicht anders gewollt.«

Auch seine Forschheit war nur gespielt. Aber was tut man nicht alles, um einem jungen Mädchen zu imponieren?

»Da ist schon die Treppe.«

Jim deutete mit der freien Hand nach vom. »Gleich haben wir es geschafft.«

Laura ging an dem jungen Reporter vorbei und nahm die ersten Stufen.

Plötzlich schrie sie auf. »Jim! Der Stein! Wir können nicht mehr raus! Die Öffnung ist zu.«

»Red keinen Quatsch!«

Jim Cody leuchtete nach oben.

Tatsächlich! Laura hatte recht. Der Stein war wieder in seine alte Lage geschoben worden.

Laura wandte Jim Cody ihr bleiches Gesicht zu. »Wer hat das getan?« flüsterte sie.

»Ich weiß es nicht«, gab Jim mit belegter Stimme zurück.

»Jetzt kommen wir nie mehr hier raus«, rief Laura.

»Nun verlier nicht die Nerven, Mädchen«, beruhigte sie der Reporter. »Laß mich mal vorbei. Vielleicht kann ich den verdammten Stein

hochstemmen.«

Jim nahm die Stufen und drückte sich oben mit beiden Schultern gegen den Stein.

Vergebens. Er bewegte sich keinen Millimeter.

»Jetzt müssen wir für immer hierbleiben, Jim, nicht wahr?« fragte Laura mit flatternder Stimme.

»Unsinn!« keuchte Jim, der vor Anstrengung schweißnaß war. »Es gibt bestimmt noch einen anderen Ausgang.«

»Aber wo?«

»Den müssen wir eben finden.«

»Sollen wir es nicht doch lieber noch mal versuchen? Warte, ich helfe dir.«

Gemeinsam drückten sich Laura und Jim jetzt gegen den Stein.

Sie schafften es nicht.

Laura begann zu weinen. »Hätte ich doch nur nicht mitgemacht«, schluchzte sie.

Jim gab keine Antwort. Er überlegte fieberhaft, wie sie aus diesem Labyrinth entkommen konnten.

Plötzlich hörten sie ein Geräusch. Es klang wie das Knarren einer Tür.

»Jim, was ist das?«

»Weiß ich auch nicht.«

Laura klammerte sich ängstlich an ihren Begleiter.

»Ich geh' nach unten«, sagte Jim.

»Nein, Jim. Bitte nicht. Laß mich nicht auf der Treppe allein!«

»Gut, dann komm mit.«

Die beiden jungen Leute schlichen wieder die Stufen hinunter.

Schlurfende Schritte drangen an ihre Ohren. Sie kamen von der Grabkammer der Gräfin her. Jim hielt die Taschenlampe gesenkt. Er wagte nicht, sie zu heben und in den Gang zu leuchten. Die Angst lähmte seine Bewegungen.

Die Schritte wurden lauter. Gleichzeitig klang noch ein gräßliches Stöhnen auf.

Lauras Fingernägel bohrten sich in Jims Arm. Er spürte es nicht.

Das unheimliche Stöhnen wurde lauter, drang fast schmerzhaft in die Ohren der beiden jungen Menschen.

Da hielt es Jim Cody nicht mehr länger aus.

Er riß die Lampe hoch.

Der Strahl schnitt durch die Finsternis und traf eine grauenhafte Gestalt. Es war die Gräfin Barthony!

***

»Sie sind wirklich ein Glückspilz, Sir«, sagte der pausbäckige Bürgermeister der kleinen Ortschaft Longford.

Lord Cheldham lächelte verbindlich. »Wie meinen Sie das?«
»Sie besitzen ein Schloß, eine schöne Frau und viel Geld«, erwiderte der Bürgermeister.
Lord Cheldham zog die buschigen weißgrauen Augenbrauen zusammen.
»Was wollen Sie, Herr Bürgermeister?«
»Sehen Sie, Sir. Longford ist ein kleiner Ort. Die Bürger sind meistens Bauern oder arbeiten im Bergwerk. Es ist klar, daß bei ihrem Einkommen die Gemeindekasse nicht gerade mit Steuern gesegnet wird. Folglich…«
»Sie wollen also Geld«, schnitt Lord Cheldham dem Bürgermeister das Wort ab.
»Richtig, Sir«, strahlte dieser.
Lord Cheldham zündete sich mit ruhigen Bewegungen ein langes Zigarillo an. Er rauchte ein paar Züge und blickte nachdenklich auf Carter Broomfield, den Bürgermeister, hinab.
Lord Cheldham war ein Typ, wie man sich normalerweise den Erfolgsmenschen vorstellte. Er war groß, schlank und hatte dichtes grauweißes Haar, das er immer sorgfältig zurückgekämmt trug. Unter der geraden Nase wuchs ein schmales Bärtchen, das ihm in etwa das Aussehen von Clark Gable verlieh. Nur etwas störte bei Lord Cheldham. Die wasserhellen, fast durchsichtigen Augen, die seinem Blick immer etwas Unstetes verliehen.
Sorgfältig stäubte Lord Cheldham die Asche in einem goldenen Becher ab.
Er ging eine Weile in seinem prunkvoll eingerichteten Arbeitszimmer umher und sagte dann plötzlich: »Sie bekommen das Geld, Bürgermeister. 20.000 Pfund.«
Broomfield sprang auf. »Sir!« rief er, »ich…«
»Stopp, mein Lieber. Wie Sie wissen, bin ich auch ein wenig Geschäftsmann«, erklärte Lord Cheldham. »Ich verschenke nichts. Ich erwarte dafür eine Gegenleistung.«
»Welche, Sir?« Der Bürgermeister rieb sich vor Aufregung die Hände. »Ich tu, was in meiner Macht steht.«
»Wirklich?« fragte Lord Cheldham spöttisch.
»Natürlich, Sir.«
Lord Cheldham wiegte den Kopf. Ein feines Lächeln legte sich auf seine strichdünnen Lippen. »Würden Sie mir auch einen Gefallen tun, der, sagen wir, nicht mit den Gesetzen der Legalität vereinbar ist?«
»Sie meinen, Sir, ich soll ein Verbrechen begehen?«
»Um Himmels willen, Bürgermeister, das kommt selbstverständlich nicht in Frage. Wissen Sie, es gibt doch in ihrem Dorf einige hübsche Mädchen, ich meine Mädchen, die nicht prüde sind und auch verschwiegen.«

Jetzt strahlte das Gesicht des Bürgermeisters. »Sie meinen, Sir, ich soll Ihnen mal ein paar Puppen hier aufs Schloß schicken?« kicherte Broomfield.

»Richtig. Und damit Sie es nicht vergessen, gebe ich Ihnen das.«

Lord Cheldham griff in die Tasche seiner dunkelgrünen Hausjacke und zog eine 100-Pfund-Note hervor.

Die Augen des Bürgermeisters begannen zu glänzen.

Lord Cheldham schnippte Broomfield die Banknote zu. Der Bürgermeister grabschte mit seinen dicken Wurstfingern danach und ließ das Geld blitzschnell in seiner Hosentasche verschwinden.

»Danke, Sir, danke! Und was Ihren Wunsch angeht, der geht natürlich in Ordnung. Ich kenne da ein paar Frauen, von denen ich etwas weiß, das nicht für die anderen Dorfbewohner bestimmt ist. Sie werden mir gern einen Gefallen tun.«

»Sie sind ein rechter Kerl, Bürgermeister«, sagte Lord Cheldham und klopfte Broomfield auf die Schulter. »Und das andere Geld für Ihre Gemeindekasse bekommen Sie selbstverständlich auch.«

»Wann soll ich Ihnen die Frauen besorgen, Sir?«

»Ich rufe Sie an, Broomfield.«

Lord Cheldham blickte auf die alte Standuhr in der Ecke. »Mein Gott, schon bald Mitternacht.«

Der Bürgermeister hatte das Zeichen verstanden. Er erhob sich und sagte: »Ich werde dann auch gehen, Sir.«

»Ja, natürlich, Broomfield. Und wie gesagt, kein Wort von unserem Gespräch.«

»Ist doch Ehrensache, Sir.«

»Warten Sie, Broomfield. Ich bringe Sie noch bis zur Tür. Mein Diener wird schon schlafen.«

Als sie an die kühle Nachtluft traten, sagte Broomfield noch: »Empfehlen Sie mich der Lady, Sir.«

Lord Cheldham nickte hoheitsvoll und sah, wie der Bürgermeister zu seinem Wagen lief.

»Schwätzer!« zischte der Lord nur. »Wenn ich ihn nicht mehr brauche, ist er reif.«

Dann ging er wieder zurück in das Schloß, betrat die Treppe und blieb nachdenklich vor der großen Ahnengalerie stehen. Ein Bild faszinierte ihn besonders. Es zeigte eine Frau mit pechschwarzen Haaren und einem blutroten Kleid.

»Elizabeth Barthony«, stand unter dem Bild. »Geboren 1703, gestorben 1724.«

Je länger der Lord das Bild betrachtete, um so mehr hatte er das Gefühl, daß die Augen der Elizabeth Barthony ihn abschätzend musterten. Aber das war bestimmt nur Einbildung.

»Meine Ahnin muß dich ja sehr interessieren«, erklang hinter dem

Lord plötzlich eine spöttische Frauenstimme.

»Das stimmt«, erwiderte Lord Cheldham, ohne sich umzudrehen. Er wußte sowieso, daß seine Frau hinter ihm stand.

Lady Mary Cheldham, geborene Barthony!

»Ja«, hörte Lord Cheldham die Stimme seiner Frau. »Man hat Elizabeth Barthony damals grausam gefoltert und dann umgebracht. Doch kurz bevor sie starb, hat sie noch gesagt, daß sie sich einmal grausam rächen würde. Sie wird wiederkommen aus dem Reich der Schatten und ihre Rache vollenden. Und das wird bald sein. Ich spüre es.«

Jetzt erst wandte sich Lord Cheldham um. Er sah in die Augen seiner Frau, in denen ein unheimliches Feuer zu lodern schien.

Der Lord schauderte und senkte den Blick. »Weißt du, daß du eine frappierende Ähnlichkeit mit deiner Vorfahrin hast?« sagte er leise.

»Ja«, erwiderte Lady Cheldham. Ihre Stimme wurde zu einem Flüstern. »Ich bin stolz darauf, eine Barthony zu sein. Denn niemand wußte damals, daß Elizabeth Barthony ein Kind hatte, als man sie umbrachte. Ein kleines Mädchen, das von einem Köhlerehepaar aufgenommen wurde. Die Barthonys werden nicht aussterben.«

Lord Cheldham räusperte sich. »Warst du mal wieder in der Abtei?«

»Ja, gestern noch.«

»Und?«

»Nichts und. Warte es ab, Gerald. Hast du wenigstens deine Aufgabe erledigt?«

Lord Cheldham nickte. »Der Bürgermeister ist in meiner Hand. Er glaubt, ich brauche die Mädchen für irgendwelche Sexspiele, dieser Trottel.«

Lady Cheldham lächelte spöttisch. »Soll er nur«, sagte sie leise.

Dann wandte sie sich um und ging die Galerie entlang zu ihrem Zimmer.

Lord Cheldham sah seiner Frau mit gemischten Gefühlen nach.

***

Laura Patton verlor fast den Verstand. »Das ist doch nicht wahr«, ächzte sie. »Jim, sag, daß es nicht wahr ist.«

Doch Jim Cody gab keine Antwort. Er starrte gebannt auf die unheimliche Gestalt, die sich langsam näherte.

Es gab keinen Zweifel. Dieses Ungeheuer war die Gräfin Barthony! Aber sie hatte sich verändert.

Sie trug jetzt über dem Skelett einen scharlachroten Umhang mit hochgezogener Kapuze, die fast den gesamten kahlen Totenschädel bedeckte. In der Rechten hielt die unheimliche Gräfin ein schreckliches Folterinstrument.

Es war eine Art Keule, die aber vorn rund zulief. Die Rundung war

mit langen Eisennägeln bespickt.
Morgenstern nannte man so etwas!
Jim Cody schob Laura hinter sich. »Geh auf die Treppe!« zischte er ihr zu.
»Und du, Jim?«
»Ich werde versuchen, dieses Monstrum aufzuhalten.«
»Jim, ich…«
»Geh schon!«
Laura lief einige Stufen hoch. Auf der drittletzten blieb sie stehen und sah mit aufgerissenen Augen auf das Geschehen, das sich vor ihr abspielte.
Die Gräfin hatte Jim jetzt fast erreicht.
Der junge Mann spürte den üblen Modergeruch, der ihm in die Nase stieg.
Der Lampenstrahl klebte geradezu auf dem blanken Totenschädelgesicht.
Unbeirrt ging die Gräfin weiter.
Noch zwei Yards, noch einen…
Da hielt es Jim Cody nicht mehr länger aus.
Mit einem Schrei, der seinen gesamten Schrecken verriet, warf er sich der gräßlichen Gestalt entgegen.
Doch ehe er einen Schlag anbringen konnte, traf ihn ein mörderischer Hieb gegen die Brust.
Wie vom Katapult abgezogen, wurde Jim zurückgeschleudert und prallte mit dem Rücken gegen die Felswand des Ganges.
Die Lampe zerbrach.
Dunkelheit breitete sich aus.
Und in dieser Dunkelheit hörte sich der Schrei des jungen Mädchens doppelt schaurig an.
»Laura!« brüllte Jim, kam auf die Beine und stolperte los.
Er übersah die erste Treppenstufe und stürzte. Dabei schlug er sich das Gesicht an den harten Kanten der Treppe auf.
Etwas klatschte.
Danach hörte Jim, der immer noch von dem Sturz benommen war, ein schreckliches Wimmern.
Wieder erfolgte dieses Klatschen. Stoff zerriß.
Laura! dachte Jim. Das Monster hat mit dem Morgenstern zugeschlagen!
Unter unsäglichen Mühen quälte sich Jim auf die Beine.
Plötzlich spürte er eine Bewegung neben sich.
Laura!
Jim packte zu, bekam ein Stück Stoff zu fassen, etwas ratschte, und dann war nichts mehr.
Jim Cody konnte sich schon vorstellen, was geschehen war. Die

Gräfin hatte sich Laura geholt. Ein junges Mädchen, wie es in der alten Sage stand.

Schritte! Sie entfernten sich in Richtung Verlies, in dem die Gräfin ihr Grab gefunden hatte.

Jim lief in die Richtung.

Unterwegs fiel er einmal hin, und noch ehe er sich aufgerafft hatte, klappte eine Tür.

Sekunden später taumelte Jim gegen die Tür.

Er rüttelte die Klinke. Vergebens. Es war abgeschlossen. Aber vorhin war die Tür doch offen gewesen. Wieder eines dieser ungelösten Rätsel.

»Laura!«

Wild trommelte Jim Cody mit den Fäusten gegen das Holz. Schließlich sackte er erschöpft zusammen. Aus seiner Kehle drang nur noch ein heiseres Röcheln.

Es dauerte Minuten, bis ihm klargeworden war, daß er Laura nicht mehr helfen konnte.

Er vernahm nur gräßliche Geräusche aus dem Verlies. Was sich dort drinnen abspielte, hätte er sich in seinen schlimmsten Träumen nicht auszumalen gewagt.

Irgendwann kam Jim wieder auf die Beine. Mit blutendem Gesicht und schmerzendem Körper.

Fast unbewußt torkelte er in Richtung Treppe. Er mußte sich immer an der rauhen Gangwand abstützen.

Und dann sah er den Nachthimmel.

Vereinzelt blinkte ein Stern in dieses unheimliche Verlies.

Jemand hatte den Stein oben entfernt.

Es dauerte etwas, bis Jim begriff, daß er in die Freiheit klettern konnte.

Doch dann gab es für ihn kein Halten mehr, auf allen vieren erklomm er die steilen Treppenstufen.

Kühle Nachtluft traf sein verletztes Gesicht.

Jim stemmte sich mit letzter Kraft ins Freie. Für Minuten lag er auf dem schmalen Weg. Physisch und psychisch fertig.

Schließlich kam er wieder auf die Beine. Erst jetzt sah er in seiner rechten Hand den blutdurchtränkten Fetzen. Es war ein Stück Stoff von Lauras Kleid.

Jim starrte auf dieses gräßliche Indiz und begann plötzlich haltlos zu schluchzen.

Und dann rannte er einfach weg. Irgendwohin.

Jim Cody hetzte durch die Büsche. Zweige peitschten sein Gesicht. Rissen ihm einen Teil der Kleidung auf, doch Jim achtete nicht darauf.

Unbewußt näherte er sich dem Schloß mit seinem gepflegten Park.

Jim rannte gerade über eine Wiese, als er auf dem breiten

Treppenabsatz des Schlosses zwei Männer stehen sah. Einen davon kannte er. Es war Lord Cheldham, der Besitzer von Cheldham Castle.

Jim winkte im Laufen, wollte schreien, sich irgendwie bemerkbar machen, doch nur ein heiseres Krächzen entrang sich seiner Kehle.

Die Männer trennten sich jetzt.

Lord Cheldham ging wieder in sein Schloß zurück, ohne Jim gesehen zu haben.

Der andere Mann lief auf einen Wagen zu, der dicht neben dem angeleuchteten Schloßportal parkte.

Jim rannte weiter. Seine Lungen drohten fast zu platzen. Er schnappte nach Luft wie ein Fisch auf dem Trockenen.

Plötzlich versagten seine Beine ihm den Dienst. Bäuchlings knallte Jim auf den Weg, rutschte noch ein Stück und blieb dann wie tot liegen.

Jim wußte nicht, daß es der Hauptweg zum Schloß war, auf dem er zusammengebrochen war.

Im Unterbewußtsein hörte er das Brummen eines Motors. Und dann kreischten Bremsen, Kies spritzte in Jims Gesicht.

Eine Tür klappte.

»Verdammt«, hörte Jim über sich eine Stimme, »das war aber verflixt knapp. Wenn ich nicht noch soeben gebremst hätte…«

Ganz langsam wandte Jim den Kopf. Er mußte die Augen zukneifen, um nicht in das grelle Scheinwerferlicht zu sehen.

»Aber was ist denn mit Ihnen?« hörte er. »Sie bluten ja.«

Jim wollte zu einer Erklärung ansetzen, doch er brachte keinen Ton hervor.

Starke Arme packten ihn unter den Achseln und schleiften ihn zum Wagen.

Der Fremde hievte Jim in den Fond und legte ihn dort auf die Sitzbank.

Als Jim Cody wieder klar denken konnte, lag das Schloß schon weit hinten in der Dunkelheit.

Jim zog sich an der freien Rückenlehne hoch. Der Fahrer bemerkte es und wandte sich um.

Er verringerte das Tempo ein wenig und fragte grinsend: »Haben Sie einen zuviel getrunken, Mister?«

Jim Cody mußte dreimal ansetzen, ehe er antworten konnte. »Wir… wir müssen sofort zurück. Laura, sie ist in dem Verlies. Die Gräfin hat sie umgebracht.«

Der Fahrer lachte. »Sie sind wohl verrückt, was? Die Gräfin ist auf dem Schloß.«

»Nicht die. Ich meine die tote Gräfin.«

»Wenn Sie mir noch mal solch eine Antwort geben, schmeiß ich sie raus, verstanden? Man sollte Typen wie Sie gar nicht mitnehmen.

Durch seine Gutmütigkeit hat man immer nur Ärger.«

Jim war zu schwach, um eine Antwort geben zu können.

»Außerdem bezahlen Sie mir die Reinigung des Wagens«, knurrte der Fahrer. »Ich werde Sie in Langford bei der Gendarmerie abliefern. Da haben sie für Trunkenbolde eine sichere Zelle. Der Konstabler wird sich freuen, mal vom Bürgermeister einen Gast zu bekommen.«

Die letzten Worte hörte Jim Cody schon nicht mehr. Er war ohnmächtig geworden.

***

Der Bürgermeister war gesehen worden, als er Jim Cody in den Wagen lud.

Eine schwarzgekleidete Gestalt stand hinter einem Gebüsch und beobachtete aus wutfunkelnden Augen die Szene.

Als der Wagen abfuhr, stieß die Gestalt einen Fluch durch die Zähne.

Die Gestalt war ein Mann, groß, knochig und mit bleichem Gesicht. Er wirkte in dem dunklen Trikot wie der Tod persönlich. Er war es, der den beiden den Weg versperrt hatte. Und er war es auch, der den Stein wieder hochgezogen hatte. Zu früh. Der Mann war ihm entkommen. Aber vielleicht brauchte die Gräfin gar keinen Mann? Schon früher hatte sie nur junge Mädchen genommen. Trotzdem hätte er den Mann töten sollen. Und jetzt war es zu spät.

Der Schwarzgekleidete wandte sich ab. Wenn jemand von seinem Fehler erfuhr, war er reif. Deshalb mußte er diese Nachlässigkeit sofort wieder wettmachen.

Der Zeuge mußte von der Bildfläche verschwinden!

Erst dann würde die Gräfin ihr grausames Werk in Ruhe vollenden können.

Der Schwarzgekleidete ging in Richtung Schloß. Er betrat Cheldham Castle durch eine Hintertür.

Der Mann ging sofort auf sein Zimmer und legte sich ins Bett. Einschlafen konnte er nicht. Zu viele Gedanken kreisten in seinem Gehirn.

Und die meisten davon beschäftigten sich mit dem Mord.

***

»Name?« knurrte der Konstabler.

»Jim Cody.«

»Geburtsort?«

Jim gab mit monotoner Stimme seine Personalien an, die der Beamte auf einer museumsreifen Schreibmaschine herunterklapperte.

Noch in der Nacht war der Dorfarzt gekommen, hatte Jims Verletzungen untersucht, sie anschließend mit einer übelriechenden Salbe eingepinselt und einige Pflaster darübergeklebt. Nach dieser Behandlung war Jim in einen fast totenähnlichen Schlaf gefallen. Und

dies in der Ausnüchterungszelle des Dorfes.
Mittlerweile war es schon neun Uhr am anderen Morgen. Es dauerte noch eine weitere halbe Stunde, bis der Konstabler mit seinem Protokoll fertig war.
Als Jim unterschrieben hatte und der Konstabler den Bogen abheftete, sagte der Beamte: »Wenn Sie uns einen Bären aufgebunden haben, Cody, geht es Ihnen schlecht. Ich persönlich werde mich mit Lord Cheldham in Verbindung setzen und mit ihm über Ihre obskuren Angaben reden.«
»Das bleibt Ihnen überlassen«, erwiderte Jim Cody trocken.
»Werden Sie nur nicht frech, sonst lasse ich Sie hier brummen.«
»Dazu haben Sie gar kein Recht«, begehrte Jim auf, doch als er den wütenden Ausdruck in den Augen des Konstablers sah, winkte er ab und hielt den Mund.
Statt dessen knurrte der Konstabler: »Sie können jetzt gehen, Cody.«
Jim stand ächzend auf und verließ ohne einen Gruß die Gendarmerie.
Aus zusammengekniffenen Augen blickte er in die Spätsommersonne.
Longford war ein kleiner Ort mit ungefähr 3000 Einwohnern. Das Dorf lag in Mittelengland und war in Touristenkreisen einigermaßen bekannt, da die Wälder in der näheren Umgebung des Ortes sich sehr gut zur Erholung eigneten. Viele Einwohner hatten die Zeichen der Zeit erkannt und sich auf den Fremdenverkehr eingestellt. Die meisten jedoch arbeiteten nach wie vor in einem in der Nähe liegenden Bergwerk oder in der Fabrik. Diese Menschen wohnten in einer typischen englischen Arbeitersiedlung am Rande der Stadt.
Bekannt war Longford aber auch noch durch das Schloß geworden. Zweimal in der Woche waren Besichtigungen vorgesehen, und Lord Cheldham persönlich führte die Besucher durch die mit wertvollen Gegenständen eingerichteten Schloßräume.
Jim Cody hatte seinen Wagen, einen kleinen Fiat, vor dem großen Schloßpark geparkt. Da es in Longford so gut wie unmöglich war, ein Taxi aufzutreiben – die fuhren meistens erst ab mittags –, machte sich Jim zu Fuß auf den Weg.
Auf der mit kleinen Geschäften flankierten Hauptstraße traf er den Bürgermeister.
Broomfield stutzte einen Moment, erkannte Jim Cody dann und vertrat ihm den Weg.
»Ah, mein Lebensretter«, meinte Jim sarkastisch.
Das runde Gesicht des Bürgermeisters verzog sich. »Sie sollten etwas höflicher sein, junger Mann.«
»Was wollen Sie?« fragte Jim direkt.
Der Bürgermeister lächelte hinterhältig. »Ich möchte, daß Sie von hier verschwinden und sich auch nicht mehr wieder hier blicken

lassen. Leute wie Sie stören unser Image.«
»Soll ich jetzt lachen?« fragte Jim spöttisch. »Ihren Ratschlag in allen Ehren, Bürgermeister, aber ich bin Reporter. Zwar kein bekannter, doch das kann noch werden. Und was ich erlebt habe, dafür werden sich auch noch andere Leute interessieren, verlassen Sie sich darauf, Broomfield.«
Der Bürgermeister biß sich auf die Lippen. »Das ist doch alles Unsinn, Mr. Cody. Sie spinnen sich da was zurecht.«
»Spinnen, sagen Sie, Broomfield? Ich bin mit einer Bekannten nach Longford gefahren, Herr Bürgermeister.« Jims Stimme klang ätzend wie Säure.
»Und diese Bekannte ist jetzt wahrscheinlich tot. Da sagen Sie noch, ich spinne. Ich weiß genau, Broomfield, Schnüffelei ist Ihnen verdammt unangenehm. Okay, kann ich verstehen. Wenn es aber um Mord geht, müssen sämtliche persönlichen Interessen zurückstehen. Schreiben Sie sich das hinter ihre Ohren, Herr Bürgermeister.«
Nach diesen Worten wandte sich Jim Cody um und ließ Broomfield stehen.
Mit zügigen Schritten strebte der junge Reporter dem Ortsausgang zu.
Bis zum Cheldham Castle mußte er etwa eine halbe Stunde laufen. Während des Weges kreisten seine Gedanken fortwährend um die vergangene Nacht. Mit Wehmut dachte er an Laura Patton, seine Bekannte. Sie war ein junges aufgewecktes Girl gewesen, voller Tatendrang. Manchmal mit zuviel Elan. Jim glaubte nicht mehr daran, daß Laura noch lebte.
Sein Fiat stand noch so da, wie er und Laura ihn verlassen hatten. Jim ging vorsichtshalber um den Wagen herum und prüfte sorgfältig, ob jemand was verändert hatte. Doch er konnte nichts finden.
Dann erst klemmte sich Jim hinter das Steuer.
Der Motor kam erst nach dem zweiten Anlauf. Bevor Jim losfuhr, warf er einen Blick auf Cheldham Castle, dessen Zinnen im leichten Morgendunst über den Baumwipfeln des Parks zu erkennen waren.
Die kleine Landstraße führte einige Meilen durch ein Waldgebiet, um dann in eine Schnellstraße zu münden, die nach Süden, in Richtung London, ging.
London war Jims Ziel. Dort wohnte er, und dort kannte er auch einige Leute, die er für diesen rätselhaften Fall interessieren konnte.
Auf der Straße herrschte so gut wie gar kein Verkehr. Deshalb holte Jim aus dem Wagen auch heraus, was die Strecke zuließ.
Der Wald wurde nach einigen Meilen so dicht, daß sich die Baumkronen fast über der Straße berührten.
Jim wollte sich gerade eine Zigarette anzünden, als er den Mann sah.
Er lag mitten auf der Straße, in seltsam verrenkter Haltung.

Jims Fuß nagelte die Bremse fest.
Rutschend kam der Fiat wenige Yards vor dem Mann zum Stehen.
Jim warf die noch nicht angezündete Zigarette in den Ascher und sprang aus dem Wagen.
Neben dem Mann ging er in die Knie und drehte ihn vorsichtig auf den Rücken.
Äußere Verletzungen hatte der Unbekannte nicht. Jim fühlte den Puls und spürte, daß er noch schlug. Sogar ziemlich regelmäßig.
Der junge Reporter dachte daran, daß auch er in der letzten Nacht von einem hilfsbereiten Autofahrer mitgenommen worden war, packte den Mann unter den Achseln und hievte ihn auf den Rücksitz des Fiat.
Jim wußte, daß die nächst größere Stadt Leicester war. Dorthin wollte er fahren und den Unbekannten in einem Krankenhaus abliefern. Das bedeutete zwar einen kleinen Umweg, aber es spielte in diesem Fall keine Rolle.
Jim Cody konzentrierte sich voll auf die Fahrt und achtete deshalb nicht darauf, was hinter ihm geschah.
Der auf dem Rücksitz liegende Unbekannte schob sich Stück für Stück in eine sitzende Stellung. Auf seinem Gesicht lag ein satanisches Grinsen, während er unter seiner Jacke eine Pistole hervorholte.
Als Jim die Bewegung im Innenspiegel sah, war es zu spät. Der kalte Stahl der Waffe bohrte sich in seinen Nacken, und eine kratzige Stimme befahl: »Fahr ruhig weiter, Junge, wenn dir dein Leben lieb ist.«
Jim überwand den ersten Schreck schnell, und während sich weiterhin der Lauf der Pistole in sein Genick preßte, fragte er: »Was wollen Sie eigentlich von mir?«
»Das werde ich dir gleich erzählen.«
»Auch gut.«
Jim versuchte, seine Nervosität zu überspielen, was ihm allerdings nicht ganz gelang.
»Rechts kommt gleich ein schmaler Weg. Dort biegst du ein, verstanden?«
Jim nickte.
Wenig später tauchte der Feldweg auf. Es war mehr eine Traktorenspur, die in den Wald führte.
Der Weg machte plötzlich einen scharfen Knick und mündete in eine Lichtung.
»Halt an!«
Jim stoppte.
Als der Motor nicht mehr lief, war es fast totenstill. Nur das gepreßte Atmen der beiden Männer war zu hören.
»Also, worum geht's?« wollte Jim wissen.
Der Fremde hinter ihm kicherte hohl. »Kannst du dir das nicht

denken?«
»Nein.«
»Du bist doch Jim Cody, oder?«
»Der bin ich allerdings.«
»Siehst du. Und ein gewisser Jim Cody muß sterben. Soviel steht fest.«
Jim, der diese Möglichkeit schon einkalkuliert hatte, preßte allerdings doch jetzt die Zähne zusammen. Angst breitete sich in ihm aus. Trotzdem fragte er: »Wer hat Ihnen denn den Auftrag gegeben? Der Bürgermeister?«
Der Fremde hinter ihm schwieg.
Jim dachte plötzlich daran, daß er noch nicht einmal richtig das Gesicht des Mannes gesehen hatte, so schnell war alles gegangen.
»War es denn Broomfield?«
»Nein, der nicht. Aber wenn es dich beruhigt, ich selbst habe mir diesen Auftrag gegeben. Ich war es auch, der die Steinplatte zugeklappt hatte. Und der sie hinterher leider zu früh geöffnet hat.«
Mit einemmal wurde Jim einiges klar. Er war zu einem unbequemen Zeugen geworden. Und so etwas reichte meistens für einen Mord.
Der Unbekannte hinter Jim begann sich zu bewegen. Mit seiner freien Hand klappte er die Lehne des Beifahrersitzes nach vorn und klinkte dann die Tür auf. Dabei klebte nach wie vor die Mündung der Pistole fest in Jims Genick.
Dann kletterte der Unbekannte blitzschnell auf die Lehne des Beifahrersitzes, schob sich rückwärts aus dem Wagen und blieb in geduckter Haltung neben dem Fiat stehen Bei diesem gesamten Manöver war die Mündung der Waffe unentwegt auf Jim gerichtet gewesen.
»Raus mit dir!« fauchte der Kerl. »Aber langsam!«
Jim mußte ebenfalls über den Beifahrersitz klettern.
Schließlich stand er auf der Lichtung, der Unbekannte, mit angeschlagener Waffe, drei Schritte vor ihm.
Erst jetzt konnte sich Jim den Kerl genauer ansehen.
Ein hageres, mit schwarzen Bartstoppeln übersätes Gesicht starrte ihn an.
Der Fremde war einen halben Kopf kleiner als Jim und wog auch bestimmt dreißig Pfund weniger, und trotzdem war dieser Kerl gefährlicher als eine Giftschlange.
Die beiden Männer standen auf der Lichtung. Gras, Moos und Unkraut wuchsen unter ihren Füßen. Zwischendurch sah man ab und zu das Braun einer knorrigen Wurzel, die zu einem der alten Bäume gehörte, die die Lichtung umsäumten.
»Geh ein Stück zur Seite!« befahl der Unbekannte. Er winkte mit dem Kopf. »Weg vom Wagen!«

Jim gehorchte. Er trat drei Schritte nach links.

Der Kerl mit der Waffe folgte ihm. Sein Gesicht war jetzt fast maskenhaft starr geworden, als er Jim anblickte.

Der junge Reporter spürte die heiße Angst in sich hochsteigen. Er wollte noch etwas sagen, doch seine Stimme versagte.

»Es ist aus«, sagte der Fremde und ging noch einen Schritt zur Seite.

Und da rutschte er ab.

Er mußte wohl mit dem Fuß auf eine der glitschigen Baumwurzeln getreten sein, auf jeden Fall lag der Kerl plötzlich halb in der Luft. Die Pistole zeigte gegen den Himmel.

Jim Cody sah seine Chance. Er hechtete aus dem Stand und prallte mit dem Unbekannten zusammen. Glücklicherweise erwischte Jim den Pistolenarm des Kerls. Die Waffe wurde dem Mann aus den Fingern geprellt und segelte davon. Jim schlug dem Kerl ins Gesicht, doch dann traf ihn die Faust des Burschen am Ohr.

Jim verlor ein wenig die Übersicht.

Das nutzte der Unbekannte aus. Er rollte sich unter Jim Cody weg, kam gedankenschnell auf die Füße und zielte mit einem Karatetritt in Richtung Kehlkopf seines Gegners.

Jim wich im letzten Augenblick aus. Der Tritt verfehlte ihn um Haaresbreite.

Doch Jim Cody war auch ein verdammt zäher Bursche. Und er hatte ebenfalls ein paar Karatekniffe auf Lager.

Bevor ihn sein Gegner anspringen konnte, blockte Jim mit der Faust den Körper ab.

Der Kerl wurde zurückgeworfen, verwandelte den Sturz in eine Rolle, war blitzschnell wieder auf den Beinen und gab plötzlich Fersengeld.

Ehe sich Jim auf die neue Situation einstellen konnte, war der Mann schon im Dickicht des Waldes verschwunden.

»Mist!« knurrte Jim schweratmend, als er feststellen mußte, daß sich eine Verfolgung nicht lohnte, da der Mann die Gegend bestimmt besser kannte.

Aber etwas anderes lohnte sich. Die Suche nach der Pistole.

Mit einem kalten Lächeln steckte Jim die Waffe ein. Dann klemmte er sich in seinen Wagen und wendete auf der Lichtung.

Langsam fuhr er den schmalen Weg wieder zurück, suchte dabei mit den Augen den Waldrand rechts und links ab, um doch vielleicht noch eine Spur von dem Unbekannten zu entdecken.

Ohne Erfolg.

Als Jim wieder auf die Straße bog, sah er, daß seine Hände zitterten. Erst jetzt machte sich die Anspannung des Kampfes bemerkbar. Jim sah seine Zigarette im Ascher liegen und zündete sie sich erst einmal an.

Sie schmeckte ihm, wie nie eine Zigarette vorher.

Jim dachte nach. Man war ihm also schon auf den Fersen. Er hatte zuviel gesehen.
Was wurde in dem Schloß gespielt? Jim Cody nahm sich vor, dieses Rätsel zu lösen und den Tod von Laura Patton zu rächen.
Und wenn es sein eigenes Leben kosten sollte.

***

»Teufel, war das wieder ein Tag«, stöhnte Bill Conolly, als er die Wohnungstür aufschloß.
Sheila, seine junge Frau, sah ihm lächelnd entgegen. Bill war erst seit drei Monaten mit ihr verheiratet. Sie lebten praktisch immer noch in den Flitterwochen. Bill war Reporter. Er arbeitete jedoch nicht für eine bestimmte Zeitung, sondern seine Berichte zierten die großen Illustrierten in aller Welt.
Sheila Conolly war ein außerordentlich hübsches Girl mit langen blonden Haaren, tiefblauen Augen und einer Figur, die jeder Filmschauspielerin zur Ehre gereicht hätte.
Die beiden hatten sich bei einem gespenstischen Fall kennengelernt. Sheila wäre damals bald in die Gewalt eines finsteren Dämons geraten.
»Komm erst mal rein«, sagte Sheila und hauchte ihrem Mann einen Kuß auf die Wange.
Bill warf seine Garderobe über den Haken, ging in das Wohnzimmer und warf sich in den Sessel.
Sheila brachte ihm seinen Feierabendwhisky. Bill trank die goldbraune Flüssigkeit in genießerischen Schlucken.
Sheila setzte sich auf die Sessellehne und strich ihrem Mann spielerisch über das Haar.
Bill legte den Kopf zurück und sah seine Frau an.
»Du siehst heute wieder hinreißend aus«, sagte er.
»Schmeichler«, lächelte Sheila.
Bill hatte wirklich nicht übertrieben. Sheila trug zu ihrem blonden Haar einen seidenen dunkelgrünen Hausanzug, der wie ein Futteral ihre Figur umschloß.
Sheila fuhr Bill mit dem Zeigefinger über den Nasenrücken. »Gehen wir heute abend essen?« fragte sie leise. »Gar nicht weit von hier hat ein spanisches Restaurant eröffnet. Man sagt, dort gäbe es die besten Paellas von ganz London.«
»Die Leute übertreiben immer«, erwiderte Bill.
Als er dann Sheilas enttäuschtes Gesicht sah, versicherte er schnell: »Natürlich gehen wir dorthin, Schatz. Schließlich muß ich auch noch was in den Magen bekommen.«
»Du bist der…«
Weiter kam Sheila nicht, denn in diesem Moment klingelte das

Telefon. Der Apparat stand in Bills Reichweite. Der Reporter brauchte nur den Arm auszustrecken, um an den Hörer zu kommen.

»Conolly!«

»Mr. Conolly. Hier ist Jim Cody. Sie erinnern sich doch an mich. Ich war der junge Mann, der damals bei Ihnen volontiert hat«, sprudelte es aus dem Hörer.

»Natürlich erinnere ich mich an Sie«, erwiderte Bill.

»Dann ist es gut.« Die Stimme des Jungen klang erleichtert. »Kann ich zu Ihnen kommen, Mr. Conolly? Sagen Sie nicht nein, bitte. Es ist sehr dringend. Es geht um Leben und Tod.«

»Warten Sie. Jim.«

Bill deckte die Sprechmuschel mit der Hand ab und erklärte seiner Frau, in zwei, drei Sätzen die Lage.

Sheila war natürlich nicht gerade begeistert, stimmte dann aber zu.

»Also, gut, Jim, kommen Sie vorbei.«

»Danke, Mr. Conolly. In zehn Minuten.«

Nachdenklich zündete Bill sich eine Zigarette an. Er kannte Jim Cody gut.

Jim hatte bei ihm volontiert und war ein aufgeweckter Junge mit einer Nase für die gewissen Dinge. Jim war kein Träumer oder Phantast. Im Gegenteil. Und wenn er jetzt in Druck war, mußte schon etwas dahinterstecken.

Sheila legte Bill ihre Hand auf die Schulter. »Irgend etwas stimmt nicht, Bill.«

»Wie kommst du denn darauf?«

»Ich weiß nicht so recht.« Sheila zuckte die Schultern. »Es liegt was in der Luft. Ich habe es im Gefühl. Genau wie damals, Bill.«

»Nun mach dich mal nicht gleich verrückt«, erwiderte Bill Conolly.

Wenig später klingelte es. Der Besucher war Jim Cody. Er entschuldigte sich noch mal wortreich und kam dann zur Sache.

Sheila und Bill hörten schweigend zu.

»Und dies ist der Beweis«, sagte Jim zum Schluß und zog einen Kleiderfetzen aus der Tasche. Er gab ihn Bill Conolly.

Der Reporter besah sich das Stück Stoff und wies auf die dunkelbraunen Flecken.

»Das ist Blut«, erklärte Jim. »Der Fetzen stammt von Lauras Kleid. Sie sehen, ich habe nicht gelogen.«

Bill Conolly nickte gedankenverloren. Zufällig fiel sein Blick auf Sheila, die kreideweiß in ihrem Sessel saß.

»Was haben Sie denn nun vor?« fragte Bill den jungen Mann.

»Ich werde der Sache auf den Grund gehen«, erwiderte dieser. »Ich will dieses blutige Rätsel lösen. Und außerdem mit dem Kerl abrechnen, der mich ins Jenseits befördern wollte. Da hängt wohl das eine und das andere zusammen.«

»Sollte man nicht besser die Polizei einschalten?« schlug Bill vor.

Jim Cody lachte. »Die werden mir doch nicht glauben.«

»Das würde ich nicht sagen, Jim. Kennen Sie einen Inspektor Sinclair?«

»Sinclair, Sinclair?« Jim runzelte die Stirn. »Gehört habe ich den Namen schon. Ich glaube sogar von Ihnen.«

»Genau. Inspektor Sinclair und ich haben schon manches Abenteuer gemeinsam überstanden. Er wird sich bestimmt für Ihre Sache interessieren.«

»Wie erreiche ich denn diesen Inspektor?« wollte Jim wissen.

»Das lassen Sie nur meine Sorge sein. Ich werde mich schon darum kümmern«, erwiderte Bill.

»Bill!« Sheila hatte gerufen.

»Ja?«

»Du hältst dich doch heraus, nicht wahr? Denke daran, was du mir versprochen hast.«

»Aber sicher doch, Schatz. Ich werde diesmal bestimmt nicht mitmischen.«

Bill wandte sich an Jim Cody. »Sehen Sie, so geht es einem Mann, wenn er verheiratet ist.«

***

»Setz dich, Gilda«, sagte der Bürgermeister.

Aus kleinen rotgeränderten Augen musterte er den üppigen Körper der rothaarigen Gilda Moore.

Gilda Moore arbeitete in Longford als Stubenmädchen in einem der kleinen Hotels. Diese Arbeit verrichtete sie tagsüber. Nachts jedoch ging sie mit zahlungskräftigen Kunden ins Bett, und das war ihr Hauptverdienst.

Von dieser Tätigkeit wußte nur der Bürgermeister. Er hatte es durch einen Zufall erfahren und bisher geschwiegen.

»Du mußt mir einen kleinen Gefallen tun«, sagte Broomfield mit süffisantem Lächeln.

Gilda wurde sofort mißtrauisch. »Und der wäre?«

Broomfield steckte sich erst eine dicke Zigarre an, ehe er weitersprach. »Ein Freund von mir braucht deine Dienste. Natürlich nicht als Stubenmädchen. Na, du weißt schon, was ich meine.«

Gilda Moore schüttelte entschieden den Kopf. »Da ist nichts drin, Bürgermeister. Ich laß mich nicht verkuppeln.«

»Schade. Dann sehe ich mich allerdings gezwungen, deinen Lebenswandel bekannt zu machen. Das wäre auch nicht gerade angenehm für dich. Man würde dich hier aus Longford wegekeln, und niemand würde dasein, der deine kranke Mutter pflegt. Es wäre schade um die Frau.«

Gilda Moores Gesicht hatte sich bei den Worten des Bürgermeisters verzerrt. Hektische rote Flecke tanzten auf ihren Wangen. »Sie sind ein Schwein, Broomfield!« stieß sie wütend hervor. »Ein gemeines, hinterhältiges…«

»Stopp«, rief Broomfield. »Noch ein Wort, und ich mache dich fertig. Ich gebe dir genau zehn Sekunden Zeit, meinen Vorschlag anzunehmen. Wenn nicht, bist du morgen aus Longford verschwunden. Also?«

Gildas Hände ballten sich zu Fäusten. Sie wußte genau, dieser widerliche Kerl hatte sie in der Hand.

Der Bürgermeister sah das Mädchen durch die Rauchschwaden seiner Zigarre gierig an.

»Ich warte«, sagte er.

Gilda nickte. »Ich mache es«, preßte sie hervor.

Broomfield lächelte spöttisch. »Wußte doch, daß du vernünftig bist.«

Gilda kramte die Zigarettenschachtel aus ihrer Handtasche und steckte sich mit zitternden Fingern ein Stäbchen an. »Wer ist es denn?« wollte sie wissen.

»Lord Cheldham«, antwortete der Bürgermeister. Er sprach so leise, als hätte er Angst, daß jemand mithören könnte.

»Was, der?« rief Gilda. »Ja, was will denn der von mir?«

»Das wird er dir bestimmt selber sagen«, antwortete Broomfield.

»Ja, kann ich denn einfach so weg? Ich meine, in unserem Hotel werde ich auch gebraucht.«

Der Bürgermeister winkte ab. »Ich habe schon alles erledigt. Du hast eine Woche Urlaub. Dein Gehalt läuft übrigens weiter. Es entsteht dir kein Nachteil. Mehr kannst du nun wirklich nicht verlangen. Bestimmt wird dich Lord Cheldham reichlich entschädigen.«

Gilda zuckte die Achseln. Sie hatte sich bereits mit ihrem neuen Schicksal abgefunden. Und vielleicht bot sich wirklich eine Chance. Außerdem sah der Lord noch nicht einmal schlecht aus. Man mußte eben mal abwarten.

Wenn Gilda Moore allerdings geahnt hätte, was wirklich auf sie zukam, hätte sie fluchtartig den kleinen Ort Longford verlassen. So nahm das Schicksal seinen Lauf.

***

John Sinclair war erst knapp über 30, trotzdem besaß er einen fast schon legendären Ruf.

Inspektor Sinclair war der Spezialist für außergewöhnliche Kriminalfälle bei Scotland Yard. Seine Erfolgsquote lag bei 100 Prozent, und das ist auch in unserer modernen Zeit noch beispiellos.

Der Fall des Reporters Jim Cody hatte John von Anfang an interessiert. Im Gegensatz zu manchen anderen normalen Menschen,

glaubte er dem jungen Mann fast jedes Wort. Und Bill Conolly, Johns Freund, hatte sein übriges getan, um den Bericht noch glaubwürdiger erscheinen zu lassen.

So war Inspektor Sinclair also mit dem geheimnisvollen Fall der Gräfin Barthony konfrontiert worden.

John hatte bewußt auf Jim Codys Hilfe verzichtet, worüber der junge Mann natürlich nicht begeistert war. Er wollte dann auf eigene Faust recherchieren und hatte Johns Warnungen kurzerhand in den Wind geschlagen.

Diese Gedanken gingen John durch den Kopf, als er durch Lord Cheldhams großzügigen Park schlich. John achtete immer darauf, in Deckung der Bäume und gepflegten Sträucher zu bleiben, denn für das, was er vorhatte, konnte er keine Zeugen brauchen.

Es war Nachmittag. Am Himmel stand eine fast weiße Sonne und schickte ihre Strahlen durch den spätsommerlichen Wald.

John Sinclair, von Natur aus mißtrauisch, wollte sich von Jim Codys Worten erst selbst überzeugen, bevor er etwas unternahm. Das hieß im Klartext: Er wollte sich die Familiengruft der Cheldhams ansehen. Hier sollten, so stand es wenigstens in der Chronik, auch die Barthonys zur letzten Ruhe gebettet worden sein. Und wenn Jim Cody nicht gelogen hatte, mußte der Sarkophag der Elizabeth Barthony leer sein, da sie ja als angebliche Hexe in der alten Abtei begraben worden war.

John hatte sich vorsorglich eine Genehmigung vom Innenministerium geben lassen, denn sollte etwas schiefgehen – man konnte ihn zum Beispiel erwischen und als Grabschänder anklagen wollen –, so war er wenigstens gedeckt.

John hatte seinen silbergrauen Bentley in einem kleinen Waldstück nahe des Schlosses versteckt. Er hoffte, daß er dort sicher war.

Die Familiengruft der Cheldhams war ein kleines Kunstwerk für sich. Sie lag eingebettet zwischen lichtem Mischwald an der Ostseite des Schlosses. Um die mit kleinen Türmchen und Erkern verzierte Gruft lief ein kunstvoll gearbeiteter, schmiedeeiserner Zaun, vor dessen Tor zwei marmorne Engel Wache hielten.

John, der in Deckung einer alten Erle stand und sich die Gruft besah, konnte nur mit dem Kopf schütteln über soviel Spielerei und unnützen Kram, mit dem die Cheldhams ihre Gruft verziert hatten.

Es war totenstill. Nur ein leiser Wind raunte in den Baumkronen. John glitt mit schnellen Schritten auf das Tor der Gruft zu.

Es war nicht abgeschlossen. Man brauchte nur an einem verzierten Knauf zu drehen, und schon schwang das Tor zurück.

John huschte durch den kleinen gepflegten Vorgarten bis zu der Eingangstür der Gruft.

Diese bestand aus dicken Holzbohlen, die mit silbernen Beschlägen

verziert worden waren.
Das alte, aber gutgeölte Türschloß bereitete John keine Schwierigkeiten.
John Sinclair sah sich noch einmal um, holte seine Stablampe hervor und betrat die Gruft.
Er mußte sich bücken, um durch die Tür zu kommen.
Modrige, sauerstoffarme Luft empfing ihn.
John befand sich in einem schmalen Durchlaß, der sich nach einigen Schritten zu einem Raum erweiterte.
Fledermäuse flatterten, aufgeschreckt durch den starken Taschenlampenschein, in alle Richtungen davon. Feine Spinnweben strichen über Johns Gesicht. Staub legte sich auf seine Schleimhäute und reizte zum Niesen.
Die schweren marmornen Sarkophage standen übereinander in Nischen an der Wand. Jahrhundertealter Staub hatte sich auf den Särgen festgesetzt und ließ den Marmor stumpf und rauh aussehen. Einige Nischen waren noch leer. Hier würden bestimmt die nächsten Cheldhams oder Barthonys begraben werden.
John trat an einen Sarkophag und wischte mit der Handfläche einen Teil des Staubes zur Seite.
Auf dem Marmordeckel war ein Name eingeritzt worden.
John las ihn im Schein der Taschenlampe.
»Horatio Cheldham 1702 – 1768.«
John ging die gesamten unteren Sarkophage durch. Er las nur den Namen Cheldham.
Die Barthonys waren in den oberen Nischen bestattet worden. John mußte sich auf die Zehenspitzen stellen, um die Namen lesen zu können.
Der Name Elizabeth Barthony fehlte!
Also hatte Jim Cody nicht gelogen. Sie mußte in der alten Abtei begraben worden sein.
Die Familienchronik der Barthonys fiel John wieder ein. Er wußte, daß Elizabeth Barthony damals, bevor sie von einem Hexenjäger umgebracht worden war, einen finsteren Schwur getan hatte. Es hieß, daß sie irgendwann einmal wiederkommen wolle, um ihre Rache zu vollenden.
Denn soviel stand fest: Elizabeth Barthony war eine Hexe! Sie hatte sich mit dem Satan verbündet.
John spürte, wie ihn die Erregung gepackt hatte. Welch grauenvollem Rätsel war er hier auf die Spur gekommen? Sollte die Gräfin Barthony ihren finsteren Schwur wahrgemacht haben? Laura Patton schon ihr erstes Opfer gewesen sein?
Das leise Schleifen der Eingangstür riß John aus seinen Gedanken.
Jemand hatte die Grabkammer betreten.

John Sinclair löschte blitzschnell seine Stablampe und ging neben einen Sarkophag in Deckung.
Erregtes Atmen drang an Johns Ohr.
Ein zuckender Lichtschein geisterte plötzlich durch den unheimlichen Raum.
John rührte sich nicht von der Stelle. Er atmete durch den offenen Mund, um sich nicht zu verraten.
Eine Frau hatte die Grabstätte betreten.
Eine wunderschöne Frau mit pechschwarzen Haaren und einem hellen, fast weißen Gesicht. Die Frau trug ein bis zum Boden reichendes Kleid mit tiefem Ausschnitt und eine kurze Bolerojacke.
John Sinclair hatte diese Frau noch nie gesehen. Und doch kam sie ihm sehr bekannt vor. Er hatte nämlich erst gestern das Bild einer gewissen Elizabeth Barthony gesehen.
Und diese Frau glich der Gräfin aufs Haar! John hatte das Gefühl, der Toten selbst gegenüberzustehen…

***

Noch hatte die Frau John Sinclair nicht entdeckt. Sie ging mit langsamen, fast schwankenden Schritten auf den Sarg der Elizabeth Barthony zu. Das Windlicht in ihrer rechten Hand pendelte dabei hin und her.
Die Frau strich mit der freien Hand über die polierte Marmorfläche des Sarkophagdeckels. Dabei murmelte sie ununterbrochen geheimnisvolle Worte und Formeln.
John Sinclair konnte in all dem Tun keinen Sinn erkennen. Er fragte sich immer wieder, was die Unbekannte an einem leeren Sarkophag zu suchen hatte.
Plötzlich griff die Frau unter ihre Jacke. Sie holte ein kleines Fläschchen hervor, in dem eine dunkle Flüssigkeit schwappte.
Die Frau öffnete das Fläschchen und goß die Flüssigkeit über den Sarkophag.
John vermutete, daß es sich dabei um Blut handelte.
Danach strich die Frau mit den Fingerspitzen über die Marmorfläche, verteilte das Blut und zeichnete daraus seltsame Figuren, die aber sofort wieder verliefen.
»Mein Blut zu deinem«, flüsterte die Unbekannte. »Dein Fluch ist nicht vergessen. Er wird sich jetzt erfüllen. Hier in dieser Stunde. Komm zurück, Elizabeth Barthony. Komm zurück!«
Bei den letzten Worten war die Frau über dem Sarkophag zusammengesunken. John hörte ihr erregtes Atmen und sah, wie die Schultern unter der dünnen Jacke zuckten.
John Sinclair hatte genug gesehen.
Unendlich vorsichtig verließ er sein Versteck. Auf Zehenspitzen

schlich er an der Frau vorbei und gelangte ungesehen nach draußen.

Tief pumpte John die frische Luft in seine Lungen. Er warf einen Blick hinüber zu dem Schloß, dessen Zinnen im Licht der tiefstehenden Sonne rötlich schimmerten. Er hatte sich doch ziemlich lange in dieser geheimnisvollen Grabkammer aufgehalten.

John Sinclair hatte vor, noch heute abend Lord Cheldham einen Besuch abzustatten. Er wollte dem Lord einige Fragen stellen, vor allen Dingen über die alte Abtei. John hatte vor, sich als Geschichtsforscher auszugeben.

Fast unbewußt hatte er seine Schritte in Richtung der alten Abtei gelenkt.

John sah die verfallenen Mauern zwischen dem Grün der Bäume.

Er schrak regelrecht zusammen, als er hinter sich eine zischende Stimme vernahm.

»Wohin so eilig, Fremder?«

John Sinclair wandte ganz langsam den Kopf.

Ein ganz in Schwarz gekleideter Mann starrte ihn an. Der Kerl hielt die Hände auf dem Rücken verschränkt und wippte leicht auf den Zehenspitzen. Er hatte ein bleiches Gesicht, volles dunkles Haar und kohlrabenschwarze Augen.

»Ich warte auf eine Antwort, Mister.«

»Ich gehe spazieren«, sagte John mit entwaffnendem Lächeln.

»Ach, einfach so?«

»Ja. Ist das verboten?«

»Und ob!« zischte der Kerl. »Sie befinden sich auf Lord Cheldhams Grund und Boden. Haben Sie die Erlaubnis Seiner Lordschaft?«

»Die wollte ich mir ja gerade holen«, gab John zurück.

Er faßte das alles noch als Spaß auf.

Anders sein Gegenüber. Dessen Hände schossen plötzlich hinter dem Rücken hervor, und ehe John noch etwas unternehmen konnte, blickte er in die Mündung einer Pistole.

»Oh, ich wußte gar nicht, daß bei Lord Cheldham sofort scharf geschossen wird.«

Der Revolverheld ging erst gar nicht auf den Spott ein. »Umdrehen!« befahl er knapp.

John gehorchte.

Der brutale Schlag traf ihn völlig unvorbereitet.

Mit elementarer Wucht dröhnte der Pistolenkolben in Johns Nacken. Mit einem leisen Ächzlaut brach der Inspektor zusammen.

Der Schwarzgekleidete entwickelte eine fieberhafte Hektik. Er packte John unter den Achselhöhlen und schleifte ihn in ein nahes Gebüsch. Dabei murmelte er seltsame Worte vor sich hin. Dann holte der Mann Laub, Zweige und einige kleine Äste und deckte John Sinclair damit zu. Zufrieden betrachtete er noch einmal sein Werk, bevor er

verschwand.
Inspektor Sinclair war ein verdammt zäher Bursche. Er kam schon nach einigen Minuten wieder zu sich.
Fluchend und stöhnend quälte er sich unter dem Laub hervor.
»Verdammt noch mal. Wie ein Anfänger habe ich mich reinlegen lassen.«
John setzte sich hin.
Er wollte gerade aufstehen, als er Schritte hörte. Die Schritte kamen genau in seine Richtung. Wenig später hörte er auch eine Männerstimme. Sie gehörte dem Kerl, der John überwältigt hatte.
John stand schnell auf und verbarg sich hinter einem mannshohen Busch.
Von hier aus konnte er einigermaßen gut beobachten.
Der Schwarzgekleidete brach durch die Büsche. Erst jetzt fiel John ein, daß Jim Cody von diesem Kerl gesprochen hatte. Er war es gewesen, der den jungen Reporter hatte umbringen wollen.
Der Mann ging dicht an Johns Versteck vorbei. Er schleifte irgend etwas hinter sich her.
John schob den Kopf ein wenig vor und hätte vor Grauen fast aufgeschrien.
Der Schwarzgekleidete schleifte eine nackte Mädchenleiche mit sich!
John Sinclair drehte sich fast der Magen um, als er dieses Bild sah.
Welchem grausamen Verbrechen war er hier auf die Spur gekommen?
Noch hatte der Unbekannte John nicht bemerkt.
Er zog sich mit seiner makabren Last tiefer in die Büsche zurück.
John Sinclair atmete scharf aus. Vorsichtig nahm er die Verfolgung des Mannes auf.
John brauchte nicht weit zu gehen.
Der Unbekannte stoppte auf einer winzigen Lichtung.
John Sinclair duckte sich hinter einem Baumstamm und sah, daß auf der kleinen Lichtung schon eine Grube ausgehoben worden war. Dort hinein warf der Mann die ausgeblutete Mädchenleiche.
Er kicherte, als er sein grausiges Werk vollendet hatte.
Dann wandte er sich um und lief zurück.
Dort, wo er John Sinclair vermutete, blieb er stehen. Fassungslos, wie es John schien.
Mit beiden Händen wühlte der Kerl in dem Laub herum.
»Suchen Sie mich?« fragte John Sinclair leise.
Der Unbekannte wirbelte herum.
Wie ein Panther hechtete er auf John zu. Genau in einen Aufwärtshaken, der ihn rückwärts in ein Gebüsch katapultierte.
Doch der Kerl war zäh wie eine Katze.
Er sprang sofort auf und griff nach seiner Pistole.

Johns Fußspitze traf seinen rechten Ellenbogen.

Die Waffe, schon halb draußen, wurde dem Mann aus der Hand geprellt. Sie landete irgendwo zwischen dem feuchten Laub.

»Und jetzt geht's zur Sache«, knurrte John.

Eine gestochene Gerade trieb dem Kerl das Wasser in die Augen. Der nachfolgende Uppercut fegte ihn gegen einen Baumstamm, wo der Schwarzgekleidete, ohne einen weiteren Laut von sich zu geben, bewußtlos zusammenbrach.

John untersuchte ihn kurz nach anderen Waffen und fand noch ein Stilett.

Dann holte sich John die Pistole und steckte auch sie ein. Es war eine gepflegte Beretta.

Die Wartezeit, bis der Kerl zu sich kam, verkürzte sich John mit einer Zigarette.

Dann, als es soweit war, schnappte sich John den Unbekannten, zog ihn hoch und lehnte ihn gegen einen Baumstamm.

Der Mann sah den Inspektor aus glasigen Augen an.

»Wie heißen Sie?« fragte John.

»Daniel«, erwiderte der Kerl mit schwacher Stimme.

»Woher haben sie die Mädchenleiche?«

Daniel schüttelte den Kopf.

John fragte noch mal und bekam wieder keine Antwort.

»Gut«, sagte er schließlich, »es wird bestimmt Lord Cheldham interessieren, was Sie hier so treiben. Wir werden jetzt gemeinsam zu dem Lord gehen und ihm eine Geschichte erzählen.«

Die Augen des Burschen leuchteten auf, als John den Namen des Lords erwähnte.

Vorsichtig! warnte Johns innere Stimme.

Der Inspektor gab dem Mann einen Stoß. »Setz dich in Bewegung!«

Auf unsicheren Beinen taumelte Daniel vor John her. Sie gingen in Richtung Schloß.

Der Park wurde gepflegter. Man sah, daß hier ein Gärtner für Ordnung sorgte. Die Büsche waren sorgfältig gestutzt und der Rasen auf Streichholzlänge geschnitten.

Der Kies knirschte unter den Schritten der beiden Männer.

»Was versprechen Sie sich eigentlich davon, daß Sie mich zu Lord Cheldham bringen?« fragte Daniel plötzlich.

»Das binde ich Ihnen auch gerade auf die Nase«, antwortete John.

»Ich mache Ihnen einen Vorschlag, Mister. Setzen Sie sich in Ihren Wagen, und verschwinden Sie von hier. Es ist besser. Vergessen Sie alles. Vergessen Sie, was Sie gesehen und gehört haben. Es ist nur zu Ihrem Vorteil.«

»Auf einmal so menschenfreundlich?« spottete John. »Glauben Sie denn im Ernst, ich kann den Anblick einer ausgebluteten

Mädchenleiche so einfach aus meinem Gedächtnis tilgen?«
Daniel lachte auf. »Was verstehen Sie schon von der Sache? Was geschehen muß, wird geschehen.«
»Wie meinen Sie das?«
Daniel blieb plötzlich stehen und wandte sich um. Als John in seine dunklen Augen sah, fröstelte ihn.
Es waren die Augen eines Dämons!
»Ich habe schon zuviel gesagt«, flüsterte Daniel. »Sie kommen nicht mehr lebend von hier weg. Ein alter Fluch wird sich bewahrheiten und auch vor Ihnen nicht haltmachen. Denken sie daran.«
Daniels letzte Worte klangen fast wie ein finsterer Schwur.
John spürte, daß ihm eine Gänsehaut den Rücken hinunterlief. Trotzdem erwiderte er ziemlich forsch: »Das wollen wir doch mal sehen, lieber Freund. Und jetzt setzen Sie sich mal wieder in Bewegung.«
Daniel zuckte die Achseln und trottete vor John her. Ein wissendes Lächeln lag um seine Mundwinkel.
Sie bogen auf den breiten Hauptweg ein, der direkt zu der großen Freitreppe des Schlosses führte.
Hintereinander nahmen die Männer die Stufen.
»Die Klingel befindet sich hinter dem bronzenen Löwenkopf«, sagte Daniel.
»Sie wissen aber gut Bescheid«, meinte John.
Daniel wandte sich halb um. »Das muß ich auch. Schließlich bin ich Lord Cheldhams Diener.«
John Sinclair zuckte regelrecht zusammen. Damit hatte er nicht gerechnet.
Plötzlich ahnte er, daß die Worte des Mannes vorhin keine leeren Versprechungen gewesen waren.
John befand sich in einer verzwickten Situation.
Daniel lachte leise. »Ich hatte Sie gewarnt.« Dann wandte er sich ab und drückte auf die Klingel.
In dem Schloß erklang ein dezenter Gong.
Es dauerte einige Zeit, ehe die schwere Tür geöffnet wurde. Langsam, fast wie in Zeitlupe wurde sie nach innen gezogen.
Doch dann stockte John Sinclair fast der Atem.
Die Frau, die den Inspektor ansah, war niemand anderes als die Unbekannte aus der Familiengruft.

***

Lord Cheldhams Augen glitten prüfend über Gilda Moores provozierende Figur.
Das Mädchen war verlegen. Sie, die schon mit vielen Männern ins Bett gegangen war, senkte unter den forschenden Augen des Lords den

Blick. So etwas war bei ihr noch nie vorgekommen.
Unruhig trat Gilda von einem Fuß auf den anderen.
Der Lord stemmte beide Arme in die Hüften und sagte: »Setzen Sie sich doch, mein Kind.«
Gilda lächelte scheu und ließ sich vorsichtig auf dem Rand eines gepolsterten Stuhles nieder. Fast unbewußt versuchte sie den knappen Minirock über ihre Schenkel zu ziehen, was jedoch ein Ding der Unmöglichkeit war.
Der Lord quittierte dieses Bemühen durch ein leichtes Heben seiner Augenbrauen.
Gilda trug zu dem roten Rock einen knapp sitzenden grünen Pullover, der ihre enorme Oberweite kaum bändigen konnte. Die wohlgeformten Beine steckten in dunklen modischen Nylons. Das lange rote Haar hatte Gilda zu einer Turmfrisur hochgesteckt.
Lord Cheldham nahm Gilda gegenüber Platz. Aus einer silbernen Dose nahm er eine filterlose Zigarette und zündete sie gelassen an.
Eine Weile rauchte der Lord schweigend. Dann wandte er sich an Gilda, die ihre Unruhe kaum noch zügeln konnte und nervös ihre Hände knetete.
»Sie wissen, Gilda, weshalb Sie hier auf meinem Schloß sind?«
Das Mädchen schüttelte den Kopf, und eine nie gekannte Röte schoß in ihr Gesicht.
»Eigentlich… Also, ich…«, erwiderte sie stotternd.
Der Lord winkte ab. »Es ist nicht das, was Sie denken, schönes Kind. Nein, ich habe Sie holen lassen, um meiner Frau einen Gefallen zu tun.«
»Ich verstehe nicht, Mylord?«
»Lassen Sie mich ausreden. Meine Frau braucht eine Dienerin, eine Person, die ihr unbedingt treu ist.«
»Ach, so ist das.« Gilda atmete auf. Langsam klang ihre Erregung ab. Sie konnte wieder normal denken. Klar und logisch. Und dabei kam sie zu dem Resultat, daß dieser Job wahrhaftig nichts für sie war. Geld konnte sie durch eine andere Arbeit mehr verdienen.
»Tut mir leid, Mylord, aber ich glaube, diese Arbeit kann ich beim besten Willen nicht annehmen.«
Lord Cheldham drückte die Zigarette in einem Kristallascher aus. Dann stand er auf und blieb dicht vor Gilda stehen.
»Sie haben gar keine andere Wahl, schönes Kind. Allein durch Ihr Kommen haben Sie diese neue Stelle schon angenommen. Sie können sich nicht weigern. Freiwillig kommen Sie aus dem Schloß nicht mehr raus.«
Der Lord hatte sehr leise gesprochen, und doch traf jedes seiner Worte das Mädchen wie Dolchspitzen.
Gilda wurde unter ihrem Makeup bleich. »Das können Sie nicht,

Mylord. Mich einfach festhalten. Unmöglich. Ich werde jetzt aufstehen und gehen.«

»Versuchen Sie es«, erwiderte Lord Cheldham mit hintergründigem Lächeln und trat ein Stück zur Seite.

Gilda stemmte sich aus dem Stuhl hoch. Seitlich schob sie sich an dem Lord vorbei, der die Arme auf der Brust verschränkt hatte und Gilda nur ansah.

Gilda griff nach ihrer Handtasche und sprang zur Tür.

Im gleichen Moment wurde sie aufgestoßen.

Zwei Männer versperrten dem Mädchen den weiteren Weg.

Gilda schrie erstickt auf, als sie die beiden sah. Es waren Kerle, fast so breit wie Kleiderschränke. Sie steckten in grauen Leinenanzügen, glichen sich wie ein Ei dem anderen und hatten beide die gleichen stumpfsinnigen Augen.

»Die sind ja verrückt«, flüsterte Gilda, während sie langsam zurückwich.

Lord Cheldham lachte. »Ja, Al und Sam sind wahnsinnig. Ich habe sie mal aus einer Anstalt geholt. Sie sind mir dafür ewig dankbar. Los, schnappt sie euch!« zischte der Lord.

Gilda versuchte an den beiden vorbeizukommen, doch einer der Männer stellte ihr ein Bein.

Das Mädchen fiel hin.

Als Gilda sich auf den Rücken drehen wollte, drückte ihr jemand seinen Schuh ins Kreuz. Der heiße Schmerz nagelte das Mädchen am Boden fest.

Über sich hörte Gilda Lord Cheldhams höhnisches Lachen. »Nun, willst du die neue Arbeit immer noch nicht annehmen?«

»Ja, ich mache ja alles, was sie wollen«, preßte das Mädchen hervor. »Aber bitte, lassen Sie mich los.«

Der Lord zischte einen Befehl.

Sofort verschwand der Druck aus Gildas Rücken.

»Steh auf!« befahl Lord Cheldham.

Gilda quälte sich mühsam auf die Beine. Ihre beiden Peiniger hatten sich links und rechts von der Tür aufgestellt und beobachteten die Szene mit ausdruckslosen Blicken.

Gilda taumelte ein Stück zur Seite und hielt sich an einer Stuhllehne fest.

»Du hältst nicht viel aus, Mädchen«, sagte der Lord und schüttelte fast bedauernd den Kopf. »Aber dein neuer Job wird ja nicht lange dauern. Höchstens acht Stunden.«

»Wie soll ich das verstehen?« fragte Gilda rauh.

»Ganz einfach«, erwiderte Cheldham lächelnd. »Nach acht Stunden bist du tot.«

***

John Sinclair hörte neben sich Daniels spöttisches Lachen. Der Kerl mußte wohl die Überraschung in Johns Gesicht gesehen haben.

»Ja, bitte?« fragte die Frau. Und dann: »Haben Sie diesen Mann gebracht, Daniel?«

Der Inspektor setzte ein verbindliches Lächeln auf und antwortete an Stelle des Dieners.

»Verzeihen Sie bitte, daß ich Sie so einfach überfalle. Es ist etwas vorgefallen, worüber ich mich gern mit Lord Cheldham höchstpersönlich unterhalten möchte. Mein Name ist John Sinclair.«

Die Frau blickte John an. »Mein Mann ist sehr beschäftigt, Mr. Sinclair. Ohne vorherige Anmeldung kann niemand mit ihm sprechen.«

»Aber es ist wirklich wichtig.« John ließ nicht locker.

Die Augen der Lady blitzten. »Daniel, schaffen Sie mir diese Person aus den Augen.«

Nach diesen Worten wollte Lady Cheldham die Tür zudrücken, doch John stellte einen Fuß dazwischen.

»Was erlauben Sie sich?« schrie Lady Cheldham. »Ich werde Sie von der Polizei festnehmen lassen. Ich…«

»Die Polizei wird sich wohl mehr für Ihren Diener interessieren«, entgegnete John scharf. »Seinetwegen bin ich hier. Ich glaube, daß ein Mordanschlag auf meine Person wirklich keine Bagatelle ist.«

Lady Cheldham wurde nach Johns Worten ruhig.

»Bitte, treten Sie ein, Mr. Sinclair. Und Sie auch, Daniel, damit wir den Fall klären können.«

Die Frau gab die Tür frei.

Lady Cheldham hatte sich umgezogen. Sie trug jetzt ein dunkelrotes langes Samtkleid mit tiefem Dekolleté. Das pechschwarze Haar hatte sie zu einem Knoten im Nacken zusammengebunden. An ihren Ohren blitzten goldene Ringe, und an ihrem rechten Ringfinger funkelte ein kostbarer Rubin.

Daniel betrat als erster die große Halle. John schloß hinter ihm leise die schwere Tür.

»Also, Mr. Sinclair, was wollen Sie?« fragte Lady Cheldham.

John ließ sich mit der Antwort Zeit. Seine Augen glitten prüfend durch die kostbar eingerichtete Halle. Auf dem Marmorboden lagen wertvolle Teppiche. An den mit Seidentapeten verkleideten Wänden hingen kostbare Bilder.

Schwere samtene Gobelins hingen vor den hohen Fenstern. Ein kunstvoll angefertigter Kristallüster spendete warmes Licht.

»Sie haben meine Frage noch nicht beantwortet, Mr. Sinclair«, sagte die Lady mit scharfer Stimme.

»Ich hatte Ihnen doch vorhin schon gesagt, Mylady, ich rede nur mit Lord Cheldham.«

Die Frau preßte die Lippen zusammen. Dann sagte sie: »Holen Sie Lord Cheldham, Daniel.«

»Sofort, Mylady.«

Der Diener verschwand über eine Treppe nach oben.

Lady Cheldham wandte John demonstrativ den Rücken zu.

Die Minuten tropften dahin. John hatte genügend Zeit, die kostbaren Möbel zu bewundern, die in der großen Halle standen. Allein hier unten befand sich schon fast ein Millionenvermögen.

Schließlich erschien Daniel wieder auf der Treppe.

»Mylord lassen bitten«, sagte er.

John bedankte sich mit einem Kopfnicken und ging die breiten, mit Teppichen ausgelegten Stufen hoch. An der Wand hingen die Ahnenbilder der Cheldhams. Und plötzlich blieb John wie angewurzelt stehen.

Er hatte das Bild der Elizabeth Barthony gesehen. Diese Frau glich der Lady Cheldham aufs Haar.

John wandte kurz seinen Kopf und fing dann einen Blick der Lady Cheldham auf.

Es war ein haßerfüllter Blick, doch nur für einen winzigen Augenblick, dann drehte die Lady sich abrupt um und verschwand durch eine offenstehende Tür.

John ging weiter.

»Hier entlang, Sir«, sagte Daniel und wies mit dem Arm auf einen langen breiten Flur, von dem eine Anzahl Türen abzweigten.

Daniel führte John gleich in den zweiten Raum auf der rechten Seite.

»Sir! Das ist Mr. Sinclair!«

»Ist schon gut, Daniel. Sie können gehen!«

»Sehr wohl, Mylord.«.

Der Diener verschwand lautlos.

Lord Cheldham erhob sich aus einem hochlehnigen Sessel. Der Adelige kam mit gemessenen Schritten auf John Sinclair zu.

Der Inspektor bemerkte sehr wohl das etwas spöttische Lächeln auf den Lippen des Lords und fragte sich, ob dieser Daniel seinen Brötchengeber schon in alles eingeweiht hatte.

»Wollen Sie nicht Platz nehmen, Mr. Sinclair. Möchten Sie etwas trinken? Whisky, Kognak?«

»Danke, nichts dergleichen.«

»Sie erlauben doch, daß ich mir einen Schluck gönne, Mr. Sinclair«, sagte der Lord lächelnd.

»Aber ich bitte Sie.«

Lord Cheldham goß sich aus einer geschliffenen Whiskykaraffe zwei Fingerbreit der goldgelben Flüssigkeit ein.

John ließ den Adeligen dabei nicht aus den Augen. Den Inspektor störte etwas. Es war nicht das Zimmer oder die gesamte Umgebung,

sondern in der Luft lag ein seltsamer Geruch. Etwas süßlich, wie Parfüm.

Ja, das war es.

Parfümgeruch. Aber nicht von einem exklusiven Duttwasser, sondern eher wie es die Straßenmädchen benutzen. Mehr auf erotische Wirkung hinzielend.

John Sinclair erwähnte erst mal nichts davon.

Lord Cheldham lächelte verbindlich, während er sagte: »Mein Diener war so frei und hat mich bereits in groben Zügen informiert. Nun, ich kann mir schlecht vorstellen, daß er Ihnen nach dem Leben getrachtet hat. Daniel ist an und für sich ein ganz harmloser Typ.«

John nickte. »Das mag schon sein, Mylord, aber er hat mich niedergeschlagen, und wenn ich nicht rechtzeitig aufgewacht wäre, läge ich bestimmt jetzt neben der Mädchenleiche.«

»Neben welcher Mädchenleiche?« fragte Lord Cheldham überrascht.

John erklärte die Lage.

Als er geendet hatte, lachte der Adelige laut auf. »Lieber Mr. Sinclair, das sind nun wirklich Ammenmärchen. Sicher, vielleicht hat Daniel Sie niedergeschlagen, aber bedenken Sie eins, Sie haben unbefugt mein Grundstück betreten, und Daniel wird Sie für einen Einbrecher gehalten haben. Es ist schon oft vorgekommen, daß Leute scharf auf meine Schätze und Kunstwerke waren. Deshalb diese übereilte Handlung. Daniel wird sich entschuldigen. Aber das entbindet Sie nicht von einer Erklärung, Mr. Sinclair. Was hatten Sie wirklich auf meinem Grund und Boden zu suchen?«

John hätte natürlich jetzt die Karten auf den Tisch legen können, doch davon wollte er erst noch Abstand nehmen. Deshalb ließ er sich blitzschnell eine Ausrede einfallen.

»Ich interessiere mich für alte Burgen, Schlösser und Klöster, Mylord. Deshalb hatte ich daran gedacht, auch Cheldham Castle einen Besuch abzustatten.«

»Ich führe regelmäßig Besichtigungen durch, Mr. Sinclair. Wußten Sie das nicht?«

»Schon. Aber die sind mir zu allgemein. Denken Sie nur an die alte Abtei. Dort kommt normalerweise kein Besucher hin.«

Das Gesicht des Lords hafte sich bei Johns letzten Worten gespannt. »Waren Sie in der Abtei, Mr. Sinclair?« fragte er lauernd.

»Nein, dazu ist es nicht gekommen. Ich war eigentlich nur in Ihrem herrlichen Park.«

Den Besuch in der Grabkammer verschwieg John wohlweislich.

Lord Cheldham lehnte sich zurück. »Dann ist es gut«, sagte er.

»Wieso?« fragte John bewußt naiv. »Stimmt etwas mit dieser Abtei nicht?«

Lord Cheldhams Kopf ruckte herum. »Nein, nein, es ist alles in

Ordnung. Leider ist dieses alte Gemäuer baufällig. Ich werde erst im nächsten Jahr mit der Renovierung anfangen können. Sie wissen bestimmt selbst, Firmen, die solche Arbeiten durchführen, sind dünn gesät. Aber dann, Mr. Sinclair, können Sie die Abtei unbehelligt besichtigen.«

Lord Cheldham erhob sich. »Es hat mich gefreut, Ihre Bekanntschaft zu machen, Mr. Sinclair. Und diese dumme Sache vergessen wir beide, einverstanden?«

John, der ebenfalls aufgestanden war, nickte schnell. »Selbstverständlich, Mylord.«

»Ich werde Daniel rufen, damit er sich noch einmal entschuldigt und Sie hinausbringt.«

Lord Cheldham ging in Richtung Tür. John, der ihm folgte, stutzte plötzlich.

Er hatte in der Zimmerecke eine schwarze Handtasche entdeckt. Schon aus dieser Entfernung war zu erkennen, daß es sich hierbei um ein billiges Kaufhausmodell handelte.

»Gehört die Tasche Ihrer Frau, Mylord?« fragte John.

Lord Cheldham zuckte zusammen, hatte sich aber sofort wieder in der Gewalt.

»Welche Tasche?« erkundigte er sich betont beiläufig.

John wies auf die Zimmerecke.

»Ach die.« Der Lord zuckte die Achseln. »Hat eines unserer Zimmermädchen vergessen. Das Personal heute ist schrecklich. Aber kommen Sie jetzt, Mr. Sinclair. Ich habe noch zu arbeiten.«

Ich auch, dachte John. Und dabei meinte er besonders die folgende Nacht.

In einem Hotelzimmer würde er sie bestimmt nicht verbringen. Da gab es schon ein lohnenderes Ziel.

Die alte Abtei.

***

Gilda Moore war am Ende ihrer Kraft. Sowohl physisch als auch psychisch.

Ihre beiden Bewacher hatten das Mädchen regelrecht fertiggemacht und anschließend in ein völlig finsteres Verlies gesperrt.

Schluchzend lag Gilda Moore auf dem rauhen, kalten Steinboden. Sie wußte überhaupt nicht, in welchem Teil des Schlosses sie sich befand und weshalb man sie hier gefangenhielt.

Am schlimmsten war die Dunkelheit. Fast noch grauenvoller als die vorhergegangenen körperlichen Schmerzen. Gilda hatte das Gefühl, die rabenschwarze Finsternis würde sie erdrücken. Das Atmen wurde zu einer Qual.

Gilda konnte förmlich spüren, wie der Sauerstoffgehalt in ihrem

Gefängnis abnahm.
Auf Händen und Füßen robbte Gilda durch das Verlies. Sie wollte die ungefähre Größe dieses gräßlichen Raumes feststellen. Das Mädchen fand kaum die Kraft, aufzustehen, und nach ein paar Schritten brach Gilda wieder zusammen. Sie hatte das Gefühl, schon einige Meilen zurückgelegt zu haben.
Unter unsäglichen Mühen streckte Gilda ihren rechten Arm aus. Ihre Hand stieß gegen eine rauhe Steinwand. Gilda schob sich ein Stück vor, bis sie die Wand erreicht hatte.
Dann zog sie sich langsam daran hoch.
Gilda fiel noch zweimal zurück, ehe sie es schaffte, auf ihren Füßen zu stehen.
Und dann kam die Kälte. Sie kroch von unten her durch Gildas Körper und brachte einen Schüttelfrost nach dem anderen mit sich.
Schon bald kam die Panik. Sie war schlimmer als das bisher Erlebte. Fast von einer Sekunde zur anderen begann Gilda zu toben, trommelte mit ihren Fäusten gegen die rauhen Steinwände, riß sich dabei die Handflächen auf und schrie immer wieder: »Ich will hier raus! Ich will hier raus!«
Niemand hörte ihr Schreien.
Schließlich brach Gilda Moore zusammen. Nur noch ein klägliches Wimmern entrang sich ihrer Kehle.
Wie lange sie so auf dem kalten Boden gelegen hatte, wußte sie nicht, sie schreckte nur zusammen, als sie ein Geräusch hörte.
Es war von vorn gekommen, das konnte Gilda in der Dunkelheit feststellen.
Wollte man sie hier rausholen?
Gilda schöpfte neue Hoffnung.
»Hilfe!« rief sie, so laut sie konnte, aber es wurde nur ein heiseres Krächzen.
Das Geräusch wiederholte sich. Etwas knirschte, so als würde Stein auf Stein reiben.
Und dann sah Gilda den Lichtschein. Er fiel wie eine Lanze in das Verlies, wurde von Sekunde zu Sekunde größer, und Gilda sah, wie sich vor ihr ein Stein in dem kompakten Mauerwerk drehte.
Da kommt Rettung!, schoß es ihr durch den Kopf.
Gilda Moore dachte in ihrer aussichtslosen Lage gar nicht mehr daran, daß es für sie noch schlimmer werden sollte.
Auf allen vieren kroch Gilda dem Lichtschein zu, der sich auf einmal verdunkelte.
Eine Gestalt war in das Verlies getreten. Die Gestalt trug eine alte Sturmlaterne in der Hand. Das dunkelrote Licht geisterte über die dicken Mauerwände, traf die auf dem Boden hockende Gilda und schließlich die Gestalt selbst.

Gilda Moore dachte, sie würde den Verstand verlieren.
Ein gräßliches Monster starrte sie an.
Der Schädel gehörte zur Hälfte einer Toten, zur anderen Hälfte einer Frau.
Das gleiche war mit dem Körper geschehen. Halb Skelett, halb Frauenkörper.
In der linken Knochenhand hielt das Monster ein zweischneidiges Schwert.
Gildas Lippen bebten in stummer Erregung. Sie konnte ihren Blick nicht von diesem grauenhaften Untier abwenden, das jetzt langsam auf sie zukam.
In einem letzten verzweifelten Anfall riß Gilda die Hände von ihren Augen, in der Hoffnung, daß alles nur ein Traum sein würde.
Es war kein Traum.
Als Gilda die Augen öffnete, stand die Gestalt direkt neben ihr. Die Schneide des Schwertes blitzte in dem flackernden Lampenschein.
Gilda hob den Kopf.
Ihre Augen weiteten sich entsetzt, als sie sah, wie die gräßliche Gestalt das Schwert hob und die Spitze genau auf ihren Hals zielte.
»Bitte, ich… Ahhh!«
Gildas Schrei erstickte in einem Blutstrom, als das Schwert ihre Kehle durchbohrte.
Die unheimliche Gestalt ließ das Mordinstrument sofort los, packte Gilda Moore an den Haaren und trank das aus der Wunde herausströmende Blut.
Gilda Moore wurde förmlich ausgesaugt.
Es dauerte eine Zeit, bis das Monster fertig war. Doch dann war es wie verwandelt. Eine ganz neue Person war entstanden.
Elizabeth Gräfin Barthony!

***

Lord Cheldham blickte auf seine Uhr und sah anschließend seine Frau an.
»Es müßte eigentlich bald soweit sein, Vivian.«
»Gedulde dich noch ein paar Minuten, Gerald.«
Lady Cheldham starrte an ihrem Mann vorbei in imaginäre Fernen. »Der Fluch hat sich erfüllt«, flüsterte sie, »so wie es geschrieben stand. Hier«, sie griff nach einem kleinen schwarz eingebundenem Buch, das in ihrem Schoß lag, »mit Blut hat Elizabeth Barthony selbst die Zukunft vorausbeschrieben, und heute ist die Nacht, in der dies alles eintreffen wird. Sie wird die Herrschaft über Cheldham Castle übernehmen.«
Lord Cheldham war während ihrer Worte unruhig im Zimmer auf und ab gewandert. Jetzt drehte er sich abrupt um.

»Die Herrschaft über Cheldham Castle? Du vergißt, daß ich hier zu bestimmen habe.«

Lady Cheldham lächelte wissend. »Aber nicht mehr lange. Es werden Dinge eintreten, denen du nicht gewachsen bist. Du…«

Leise, tappende Schritte unterbrachen die Ausführungen der Lady.

»Das ist sie«, flüsterte die Frau und stand langsam auf.

Die Schritte stoppten vor der Tür.

Gebannt starrten Lord und Lady Cheldham auf die verzierte Klinke, die sich unendlich langsam nach unten bewegte.

Leise knarrend öffnete sich die Tür.

Die beiden Menschen hielten den Atem an.

Ein nackter Arm wurde sichtbar.

Dann schwang die Tür ganz auf.

Über die Schwelle trat Elizabeth Barthony.

Sie war völlig nackt und hielt in ihrer rechten Hand ein blutbesudeltes Schwert.

»Die Hexe!« hauchte der Lord.

Um Lady Cheldhams Mundwinkel lag ein Lächeln. »Komm«, sagte sie leise. »Komm her, Elizabeth Barthony. Viele Jahre habe ich auf diesen Augenblick gewartet. Du sollst hier die Herrin werden.«

Die Untote gehorchte. Schritt für Schritt drang sie in das Zimmer. Sie schien Lady Cheldham gar nicht zu sehen, sondern hatte nur Augen für Lord Cheldham.

Der Adelige wich zurück.

Mit brutaler Deutlichkeit wurde ihm plötzlich klar, was das Kommen der Hexe zu bedeuten hatte.

»Vivian«, sagte er. »Sie soll verschwinden. Los, sag ihr das. Sie will mich…«

»Ja«, unterbrach Vivian Cheldham ihren Mann. »Sie wird dich umbringen, und sie soll dich umbringen! Das alles gehört zu meinem Plan.«

Der Lord stieß gegen einen Stuhl. Dumpf fiel das Möbelstück auf den Teppich.

Lord Cheldham bückte sich blitzschnell, packte den Stuhl an der Lehne und schwang ihn über seinen Kopf.

»Du wirst ihr nichts anhaben können«, kreischte Lady Cheldham.

Der Lord schlug zu.

Mit ungeheurer Wucht krachte der Stuhl auf den Kopf der Elizabeth Barthony.

Doch er richtete keinen Schaden an. Nur der Stuhl selbst zerbrach.

Unbeirrt ging die Untote weiter.

Und plötzlich stieß sie zu.

Ehe Lord Cheldham noch eine Abwehrbewegung machen konnte, drang ihm die scharfe Schneide des Schwertes in den Leib.

Ein gräßlicher Schrei drang aus der Kehle des Mannes, als er blutüberströmt zusammenbrach.
Seine Frau stand daneben und lächelte.

***

John Sinclair hatte seinen Wagen vor dem Schloßgrundstück auf einem kleinen Waldweg geparkt.
Er wollte gerade die Tür des Bentley aufschließen, da wurde sein Name gerufen.
John wandte sich um.
Eine Gestalt sprang hinter einem Baum hervor. Es war Jim Cody, der Nachwuchsreporter.
»Haben Sie was erreicht, Mr. Sinclair?« flüsterte er.
»Ich habe Ihnen doch gesagt, Sie sollen zu Hause bleiben, Jim«, erwiderte John.
Cody lachte hart. »Man bringt eine Bekannte von mir um, und ich soll die Hände in den Schoß legen? Nein, Inspektor, so haben wir nicht gewettet. Haben Sie Laura gefunden?«
John zögerte mit der Antwort.
Für Jim Cody reichte es. »Sie haben Sie also gefunden?« flüsterte er. »War es sehr schlimm? Was hat man mit ihr angestellt, Mr. Sinclair? Was, zum Teufel?«
Codys Stimme hatte sich bei seinen letzten Worten fast überschlagen.
»Sie ist tot, Jim«, sagte John rauh.
»Ja«, stöhnte Bill. »Ich hatte damit gerechnet. Trotzdem, wissen Sie, Inspektor, ich hatte Laura sehr gern und…«
Jim schlug die Hände vor die Augen und schluchzte.
John ließ den jungen Mann gewähren. Man sollte manchmal ruhig auch weinen. Es macht vieles leichter.
Plötzlich hob Jim Cody den Kopf. »Ich will Sie sehen, Inspektor«, sagte er. »Heute nacht noch. Kommen Sie!«
»Jim, es hat doch keinen Zweck. Ich habe Ihnen gesagt, ich…«
»Nein, Inspektor. Ich will sie mit eigenen Augen sehen und die Schweine, die sie umgebracht haben, zur Rechenschaft ziehen. Auge um Auge, Zahn um Zahn. So steht es schon in der Bibel.«
Jim Cody machte Anstalten, über das Tor zu klettern.
Da gab John Sinclair nach. Mit seinem Spezialbesteck öffnete er das Tor und betrat mit Jim Lord Cheldhams Grundstück.
Es war eine klare, mondhelle Nacht. Die Sterne glitzerten wie Diamanten am dunklen Himmel. Ein leichter Wind raunte in den Baumkronen und Büschen des Parks.
John führte den jungen Reporter zu der Stelle, wo Daniel die Leiche verscharrt hatte.
Mit bloßen Händen schaufelte Jim die Erde weg.

Im Schein seiner Taschenlampe starrte er minutenlang in Lauras blasses Gesicht.
»Ich werde dich rächen, Laura«, flüsterte Jim heiser.
Fast abrupt wechselte er das Thema. »Waren Sie schon in der Abtei, Inspektor?«
»Nein. Ich wollte nach Mittemacht hin.«
»Dann kommen Sie mit. Vielleicht können wir dem Spuk noch in dieser Nacht ein Ende bereiten.«
Jim Cody fand den Weg, den er schon einmal mit Laura gegangen war, sofort wieder.
»Da ist der Einstieg, Inspektor«, sagte er und leuchtete mit der Lampe den eisernen Ring an.
John Sinclair und Jim Cody bückten sich. Mit vereinten Kräften zogen sie die schwere Platte hoch.
Jim leuchtete in die gähnende Tiefe. Steinstufen wurden sichtbar.
»Hier bin ich schon mit Laura runtergeklettert«, sagte der junge Reporter. »Ich gehe deshalb am besten vor.«
Die beiden Männer machten sich an den Abstieg. Muffige, nach Verwesung riechende Luft schlug ihnen entgegen.
Auch John hatte jetzt seine Taschenlampe gezückt und eingeschaltet, während sie den Gang entlanggingen.
»Dort ist die Tür«, rief Jim Cody plötzlich. »Dahinter liegt das Verlies der Hexe.«
Die Männer beschleunigten ihre Schritte.
Die alte Holztür stand offen.
John schlüpfte als erster in den dahinterliegenden Raum. Der Lampenstrahl geisterte durch das alte Gemäuer, traf Spinnweben und dicke, häßliche Käfer. Auf dem Sarkophag blieb er hängen.
»Aber das ist doch… Das gibt es doch nicht«, sagte Jim mit zitternder Stimme. »Der Sarg ist leer.«
Der junge Reporter hatte recht.
Inspektor Sinclair und Jim Cody standen vor einem leeren Sarkophag. Von Elizabeth Barthony, der Hexe, fehlte jede Spur.
»Das verstehe ich nicht«, flüsterte Jim. »Sie, Inspektor?«
John zuckte die Achseln.
»Ja, die Hexe muß geflohen sein«, sagte Jim Cody leise. »Etwas anderes kann ich mir nicht vorstellen. Mein Gott, wie ist das möglich?«
John hatte schon die gleichen Gedanken gehabt. Er beschäftigte sich bereits mit den Folgen. Sollte das alles wirklich stimmen, würden die Menschen, die hier in der Nähe wohnten, kaum eine ruhige Minute mehr haben.
»Kommen Sie, Jim. Wir gehen zurück.«
Der junge Reporter nickte. Auf dem Weg zu der Steintreppe sah er

sich immer ängstlich um.
Aber niemand verfolgte sie. Weder ein Mensch noch ein Geist.
Jim atmete erst auf, als sie wieder draußen standen. Gemeinsam wuchteten sie den Einstieg zu.
»Was haben Sie jetzt vor, Inspektor?«
John lächelte. »Das sage ich Ihnen nicht, junger Mann. Für Sie wird es nämlich langsam Zeit, sich zurückzuziehen. Fahren Sie nach Longford, und warten Sie, bis alles vorbei ist.«
Jim zuckte die Schulter. »Ich weiß nicht so recht. Ich komme mir dabei vor wie ein Feigling.«
»Besser feige als tot, Jim.«
Die beiden hatten sich inzwischen wieder dem Park der Cheldhams genähert. John warf einen Blick auf das Schloß. Hinter einigen Fenstern brannte noch Licht. Was mochte sich in den Zimmern jetzt abspielen?
John Sinclairs Gedankengänge wurden jäh unterbrochen, denn im gleichen Moment hörte er den verzweifelten Schrei…

***

»Das war im Schloß«, rief Jim Cody und blieb wie angewurzelt stehen. »Mein Gott, die Hexe wird doch nicht…?«
Seine Worte erreichten John nicht mehr. Er war bereits losgerannt, hetzte mit Riesensätzen über ein gepflegtes Rasenstück auf die große Freitreppe zu.
Mit drei Sätzen nahm John die Stufen und hämmerte mit beiden Fäusten gegen das Portal.
Jim Cody hatte den Inspektor inzwischen erreicht. »Mann«, sagte er schweratmend, »wenn da mal kein Unglück passiert ist.«
In diesem Augenblick wurde die Tür geöffnet. Der Diener Daniel sah die beiden Männer an.
»Sie sind ja immer noch hier!« zischte er. »Die Lady hat Ihnen doch gesagt…«
John ließ den Kerl gar nicht ausreden. Er schob ihn kurzerhand zur Seite und betrat das Schloß.
Lady Cheldham kam ihm schon auf der Treppe entgegen. Sie hatte die Augen weit aufgerissen, die Hände zu Fäusten geballt und sie gegen das Gesicht gepreßt.
John faßte sie hart an der Schulter.
»Was ist geschehen?« schrie er die Lady an.
»Mein Mann… Er… ist… tot«, schluchzte die Gräfin und fiel weinend gegen John Sinclair.
Der Inspektor preßte die Lippen zusammen. Mit allem hatte er gerechnet, nur damit nicht.
»Wir müssen die Polizei benachrichtigen«, sagte Lady Cheldham

weinend.

»Nicht nötig«, erwiderte John. »Ich bin von Scotland Yard.«

»Was?«

Fast ruckartig stieß Lady Cheldham John von sich. »Sie sind von Scotland Yard? Und ich dachte…«

»Es war eine berechtigte Notlüge, Mylady.«

»Lassen Sie sich auf nichts ein, Inspektor«, sagte in diesem Moment Jim Cody, der hinter John die Treppe hochkam. »In dem verdammten Schloß stimmt vieles nicht. Da unten, zum Beispiel, steht der Mann, der mich umbringen wollte.«

Jim wandte sich halb um und zeigte mit dem Finger auf Daniel, der die drei aus schmalen Augenschlitzen beobachtete.

»Lassen Sie sich nichts erzählen, Inspektor. Sie wissen selbst, daß dieser Kerl nur Unsinn schwatzt. Ich war es schließlich, der die Lady gerettet hat.«

»Stimmt das, Mylady?« wandte sich John an die Frau.

Die Adelige nickte. »Es ist wahr. Und was dieser junge Mann von Daniel behauptet, glaube ich nicht.«

»Gut. Lassen wir das vorerst. Ich möchte allerdings jetzt gern Ihren toten Gatten sehen.«

»Bitte, Inspektor. Kommen Sie mit.«

Die Lady führte John in das zweitletzte Zimmer auf dem langen Flur. Jim Cody schloß sich ihnen an. Nur Daniel blieb zurück.

Lord Cheldham lag auf dem Boden. In seiner Brust steckte ein Schwert. Der Lord lag halb auf der Seite, so daß John erkennen konnte, daß die Schwertspitze aus dem Rücken wieder ausgetreten war.

Und noch jemand lag auf dem Teppich. Ein schwerer Kerl in einem grauen Leinenanzug mit einer Beule am Hinterkopf, die immer noch anschwoll.

»Dürfte ich eine Erklärung bekommen?« fragte John.

»Sicher, Inspektor«, erwiderte die Lady mit leiser Stimme. »Es ist folgendermaßen geschehen: Mein Mann und ich saßen nichtsahnend hier im Zimmer und unterhielten uns. Plötzlich stürmte dieser Kerl herein, lief auf meinen Mann zu und stieß mit dem Schwert zu.«

»Haben Sie geschrieen, Mylady?«

»Nein, das war mein Mann. Ich war vor Entsetzen wie gelähmt. Zum Glück kam Daniel. Er hat den Mörder dann bewußtlos geschlagen.«

John deutete auf den Ohnmächtigen. »Kennen Sie ihn, Mylady?«

»Und ob, Inspektor. Er gehört zu unserem Personal. Das ist ja das Schlimme. Wissen Sie, es ist so: Mein Mann wollte ihm und seinem Bruder eine Chance geben. Die beiden sind nicht richtig im Kopf. Sie haben schon Jahre in einer Irrenanstalt gesessen. Allerdings gemeingefährlich waren sie nie. Und jetzt das. Schrecklich.« Die Lady

brach wieder in Schluchzen aus.
Jim Cody sprach das aus, was John dachte.
»Das sind doch Krokodilstränen«, knurrte der Reporter. »Inspektor, man will uns hier einen unter die Weste jubeln. Sehen Sie das denn nicht? Diese Gräfin ist doch ein durchtriebenes Biest.«
»Was erlauben Sie sich?« schrie Lady Cheldham. »Sofort verlassen Sie mein Haus.«
»Ich gehe, wann ich will«, gab Jim patzig zurück.
»Hört auf«, mischte sich John ein. Er wandte sich an Lady Cheldham. »Wir müssen die Mordkommission verständigen. Es wird einigen Wirbel geben, aber den kann ich Ihnen nicht ersparen, Mylady.«
Die Gräfin zuckte die Achseln. »Bitte, Sie tun nur Ihre Pflicht. Das Telefon steht dort am Fenster, in der kleinen Kommode.«
John hob den Deckel der Kommode ab und wählte die Nummer der zuständigen Mordkommission in der nächsten Kreisstadt. Die Beamten versprachen, schnell zu kommen.
John Sinclair hatte noch einige Fragen an die Gräfin.
»Wie war das mit Ihrem Mann, Mylady? Hat er Sie sehr geliebt?«
Lady Cheldhams Augen versprühten Blitze. »Ich weiß nicht, was Sie mit dieser indiskreten Fragerei bezwecken, Inspektor. Ich sage Ihnen allerdings schon vorher, Sie werden von mir keine diesbezüglichen Antworten bekommen.«
»Schade«, erwiderte John. »Dann werde ich mir woanders die Antworten holen müssen.«
»Wie meinen Sie das?«
»Einen Augenblick, Mylady. Ich bin gleich wieder da.«
John ging über den Flur in das Zimmer, in dem er schon mit Lord Cheldham gesessen hatte.
Die Handtasche befand sich noch immer dort.
Als John wieder zurück war, hielt er die Tasche hoch. »Gehört Sie Ihnen, Mylady?«
»Nei… Ja«, verbesserte sie sich rasch.
John lächelte wissend. »Dann frage ich mich allerdings nur, wie der Ausweis einer gewissen Gilda Moore in die Tasche kommt!«
»Ich… ich muß mich wohl vertan haben«, stotterte sie. »So genau habe ich mir die Handtasche jetzt auch nicht angesehen. Ich habe mich eben geirrt. Entschuldigen Sie.«
»Kennen Sie denn eine Gilda Moore, Mylady?«
»Ja. So heißt eines unserer Dienstmädchen.«
»Kann ich sie sprechen?«
»Tut mir leid, Inspektor. Aber die beiden Mädchen sind in Urlaub.«
»Das glauben Sie doch selbst nicht, Inspektor«, rief Jim Cody dazwischen. »So eine verwöhnte Nudel schickt doch nicht ihre beiden Hausmädchen auf einmal weg. Die will doch nur…«

»Halten Sie den Mund, Jim«, sagte John scharf. »Entschuldigen sie, Mylady, der junge Mann ist oft ein wenig hitzig.«

»Muß ich noch weitere Fragen beantworten, Inspektor?«

John hätte sie wirklich noch gern etwas gefragt, aber in diesem Augenblick begann sich der Bewußtlose zu regen.

Der Kerl setzte sich hin, schüttelte seinen mächtigen Schädel und stierte dumpf in die Gegend.

Als er den Toten sah, brüllte er auf und stemmte sich hoch. Mit zwei Sätzen hatte er die Leiche erreicht und fiel weinend vor ihr auf die Knie.

»Und dieser Mann soll Lord Cheldham umgebracht haben?« flüsterte Jim Cody.

John blickte Lady Cheldham an. »Haben Sie für sein Benehmen eine Erklärung?«

Die Lady, die einen etwas verstörten Ausdruck im Gesicht hatte, zuckte die Achseln. »Das verstehe ich auch nicht. Aber wissen Sie, was im Hirn eines Geisteskranken vor sich geht?«

Der Irre hatte sich wieder beruhigt. Langsam wandte er den Kopf und sah die Menschen aus verquollenen Augen an.

»Er ist tot«, flüsterte er. »Er ist tot.«

Mit beiden Händen strich er über den blutbesudelten Körper des Lords.

»Was hatten er und sein Bruder für eine Aufgabe hier im Haus?« fragte John die Gräfin.

»Sie waren Mädchen für alles«, antwortete die Lady. »Sie haben im Garten und im Keller gearbeitet. Es sind treue und zuverlässige Burschen.«

»Kann ich seinen Bruder sprechen?«

»Selbstverständlich, Inspektor. Ich werde Daniel Bescheid sagen, daß er ihn herholt.«

»Ja, tun sie das.«

Mit steifen Schritten verließ Lady Cheldham das Zimmer.

»Wenn ich nur wüßte, was hier gespielt wird«, murmelte John Sinclair.

***

Sie saßen sich in der Küche des Schlosses gegenüber.

Daniel und Sam, der Bruder des angeblichen Mörders.

»Die beiden Fremden haben deinen Herrn umgebracht«, flüsterte Daniel rauh. »Verstehst du, Sam? Sie haben ihn getötet. Einfach so. Ihn, der immer gut zu euch war.«

Sam nickte. In seinen sonst leeren Augenhöhlen brannte ein loderndes Feuer.

»Und deshalb mußt du deinen Herrn rächen, Sam. Töte die beiden

Fremden!« schrie Daniel plötzlich. »Töte sie!«

Sam nickte. Seine riesigen Fäuste öffneten und schlossen sich krampfhaft.

Ein böses Lächeln umspielte die Lippen des Dieners. Er wußte genau, Sam war jetzt soweit. Er würde jeden umbringen, wenn Daniel es nur wollte.

Vorsichtig griff Daniel unter sein Jackett. Als seine Hand wieder zum Vorschein kam, hielt sie eine Pistole.

»Du weißt, wie man damit umgeht, Sam?«

Der Irre nickte.

»Gut, dann nimm sie.« Der Diener schob Sam die Pistole über den Tisch zu.

Sam nahm sie mit zitternden Fingern. Die Waffe verschwand fast in seiner riesigen Pranke.

»Geh jetzt und bring die beiden Fremden um!« befahl Daniel. »Sie sind oben im zweitletzten Zimmer.«

Sam stand auf und machte sich auf den Weg. Als er in die große Schloßhalle kam, sah ihn Lady Cheldham.

Die Gräfin verschwand blitzschnell hinter einem langen Vorhang. Sie lächelte grausam, als sie die Waffe in Sams Hand sah.

Für die Taten eines Irren konnte man sie schließlich nicht verantwortlich machen.

Es lief alles nach Plan.

***

»Diese komische Adelige läßt aber verdammt lange auf sich warten«, knurrte Jim Cody. »Die ist doch wohl nicht abgehauen?«

»Unsinn, Jim. Wir würden sie ja doch sofort finden.«

John Sinclair, der am Fenster gestanden hatte, wandte sich um. Er sah, wie die Tür aufgestoßen wurde.

Das wird die Gräfin sein, dachte er, doch im gleichen Moment brüllte der Inspektor: »Vorsicht, Jim!«

Es war zu spät.

Sam stand urplötzlich im Zimmer. Und er reagierte blitzschnell. Die Waffe in seiner Hand spuckte Feuer.

Kurz hintereinander peitschten drei Schüsse auf.

Jim Cody bekam die Kugeln voll. Er kam nicht einmal mehr dazu, einen Schrei auszustoßen.

Ehe der Irre zum viertenmal schießen konnte, hatte John seine Beutewaffe hervorgerissen und drückte ab.

Das Geschoß drang Sam in die Brust.

Gurgelnd kippte er nach hinten, prallte mit dem Rücken gegen die offenstehende Tür und schlug sie zu. Dann brach er zusammen.

Die Echos der Schüsse hingen noch im Raum, als John schon neben

dem jungen Reporter kniete.

Jim Cody war nicht mehr zu helfen. Die drei Kugeln hatten sein Leben ausgehaucht. John hatte nur die traurige Aufgabe, dem jungen Mann die Augen zuzudrücken.

Al, der Bruder des Mordschützen, saß wie versteinert auf der Erde.

Doch als er sah, wie Sam blutend am Boden lag, hetzte er hoch und stürmte brüllend auf John Sinclair los.

Natürlich hätte der Inspektor von seiner Waffe Gebrauch machen können, aber er hatte noch nie auf einen Wehrlosen geschossen.

John ließ Al kommen wie im Training.

Als er genau noch einen Yard von ihm weg war, schlug John mit dem Pistolenlauf zu.

Als Amoklauf wurde abrupt gestoppt. Der Koloß stand auf der Stelle und schüttelte verwundert den Kopf.

Johns Rechte explodierte an seinem Kinn.

Ohne ein Wort zu sagen, schraubte sich Al zu Boden.

John Sinclair steckte seine Waffe weg und nahm auch Sams Pistole an sich.

Dann zog er den schweren Mann von der Tür weg.

John Sinclair war klar, daß dies alles geschickt eingefädelt worden war. Er wußte nur noch nicht genau, wer dahintersteckte. Und er hatte Glück gehabt. Hätte er in der Schußrichtung gestanden…

John wagte gar nicht daran zu denken. Der Schmerz über den Tod des jungen Reporters schnürte ihm die Kehle zu.

Sam, der angebliche Mörder des Lords, war schwer verletzt. John ging nochmals zum Telefon und informierte die Ambulanz in Longford.

Als er gerade den Hörer auflegte, öffnete sich die Tür, und Lady Cheldham betrat das Zimmer.

»Um Himmels willen«, flüsterte sie. »Aber die sind ja…«

»Ja«, erwiderte John hart. »Der junge Reporter ist tot. Wahrscheinlich hätte ich an seiner Stelle dort liegen sollen. Ich werde herausbekommen, Lady Cheldham, wer Sam auf uns gehetzt hat. Und für diese Person wird es keinen Pardon geben, das schwöre ich Ihnen.«

John Sinclair hatte die Adelige bei seinen Worten fest angesehen. Ihm war nicht entgangen, daß Lady Cheldham trotz ihres angeblichen Schreckens gelächelt hatte.

John ließ sich von seinen Gedanken nichts anmerken. Auch als die Mordkommission eintraf, sagte er nicht mehr, als nötig war. Er erwähnte zum Beispiel nicht die Mädchenleiche in dem Park, und auch von der Handtasche erzählte er nichts. Lady Cheldham sollte sich ruhig in Sicherheit wiegen.

Während die Mordkommission bei der Arbeit war, machte die Frau einen übernervösen Eindruck.

John konnte sich denken, weshalb.
Sie suchte bestimmt nach einem kleinen schwarzen Buch. Doch das steckte bereits bei John Sinclair in der Innentasche.

***

Der Morgen graute bereits, als die Mordkommission endlich abzog.
Lady Cheldham sah den davonfahrenden Fahrzeugen vom Fenster aus nach. Dann zündete sie sich eine Zigarette an. Die Gräfin rauchte genüßlich.
Geschafft! triumphierte sie innerlich. Diese Idioten von Polizisten hatten ihr die konstruierte Geschichte, ohne mit der Wimper zu zucken, abgenommen.
Nur vor diesem verdammten Sinclair mußte sie sich hüten. Er schien mehr zu wissen oder zumindest mehr zu ahnen, als er zugeben wollte. Aber auch er war nur ein Mensch. Und sterblich.
Die Tür in Lady Cheldhams Rücken öffnete sich leise. Daniel betrat das Zimmer.
»Sie sind weg, Mylady«, sagte er mit flüsternder Stimme.
Die Gräfin drehte sich um. »Ich habe es gesehen.« Ihre Antwort klang spöttisch. Dann fragte sie: »Was ist mit diesem Inspektor Sinclair? Ist er auch mitgefahren?«
»Ja, Mylady. Sein Wagen steht nicht mehr vor dem Grundstück. Sie trauen ihm nicht, Mylady, oder?«
»Stimmt, Daniel. Dieser Mann ist höllisch gefährlich. Du hast doch einige Erfahrung mit Scotland Yard. Was hat der Inspektor dort für einen Namen?«
Daniel verzog das Gesicht. »Einen recht guten, wenn man es von der Polizistenseite aus betrachtet. Ich habe vorhin einen Bekannten angerufen. Er hat mir gesagt, daß John Sinclair der gefährlichste Bursche ist, den Scotland Yard zur Zeit hat. Man nennt ihn den Geistertöter.«
»Was sind schon Namen?« warf die Gräfin ein.
»Das würde ich nicht sagen, Mylady. Dieser Geisterjäger wird wiederkommen. Er hat schon zuviel gesehen.«
Die Gräfin lachte häßlich. »Und wenn man diesen Sinclair hundertmal den Geistertöter nennt, gegen Bleikugeln ist er nicht immun.«
Daniel grinste. »Ich würde gern die Arbeit übernehmen.«
»Dem steht nichts im Wege. Doch nun komm! Wir müssen Elizabeth Barthony holen und sie zu ihrer Schlafstätte bringen.«
Daniel nickte gehorsam. Er war der Gräfin treu ergeben. Sie hatte ihm einmal erlaubt, mit ihr zu schlafen, und seitdem tat Daniel alles für sie.
Die Gräfin ging in ein Nebenzimmer und öffnete die Tür eines großen

Kleiderschrankes. Mit ein paar Bewegungen räumte sie die Kleider zur Seite.

An der Rückwand des Schrankes stand sie.

Elizabeth Barthony: Die Untote!

»Komm«, sagte Lady Cheldham. »Komm heraus!«

Langsam setzte die Untote ein Bein vor das andere. Wie eine Marionette verließ sie den Kleiderschrank. Sie war noch immer vollkommen nackt.

Als Daniel Elizabeth Barthony sah, hätte er vor Überraschung fast laut aufgeschrien.

Die Ähnlichkeit mit Lady Cheldham war verblüffend.

Die Gräfin lächelte. »Kannst du noch unterscheiden, wer die echte Gräfin ist?«

Der Diener schüttelte stumm den Kopf.

»Siehst du. Wenn du es nicht einmal kannst, wie sollen dann die Leute in Longford uns auseinanderhalten? Es wird eine Panik ausbrechen, wenn Elizabeth Barthony sich im Dorf ihre Opfer holt. Vielleicht wird man mich im Verdacht haben. Aber ich bin immer hier auf dem Schloß, werde rauschende Feste geben, während in der Umgebung mein Ebenbild umgeht.«

Daniel, der wirklich abgebrüht war, mußte dreimal schlucken, ehe er fragte: »Muß diese Person denn morden?«

»Ja. Sie braucht Blut. Blut, um zu überleben.«

Dann wandte die Gräfin sich um und griff in den großen Schrank. Sie packte Unterwäsche, Kleider, Strümpfe und Schuhe heraus.

»Zieh dich an, Elizabeth!« befahl sie.

Die Untote gehorchte, Wie selbstverständlich schlüpfte sie in die Kleidungsstücke. Es sah aus, als hätte sie das schon immer so getan.

Daniel konnte nur vor lauter Staunen den Kopf schütteln.

»Warum mußte eigentlich der Lord sterben?« wollte er wissen.

»Er hätte das Spiel nicht mitgemacht, Daniel. Er wußte auch nicht genau, wozu ich das Mädchen, diese Gilda Moore, gebraucht habe. Er dachte sogar, für irgendwelche Liebesspiele, dieser Narr.« Lady Cheldham lachte auf.

Fast ohne Übergang wurde sie ernst. »Eins merke dir für die Zukunft, Daniel: Stell dich nie gegen mich. Elizabeth Barthony würde auch dein Blut trinken.«

Der Diener nickte verkrampft.

Die Untote hatte sich inzwischen vollständig angezogen. Sie trug jetzt das gleiche Kleid wie Lady Cheldham. Nun waren die Frauen überhaupt nicht mehr voneinander zu unterscheiden.

»Geh schon vor und sieh nach, ob die Luft rein ist!« herrschte Lady Cheldham ihren Diener an.

Gehorsam setzte sich Daniel in Bewegung.

Lady Cheldham wandte sich an Elizabeth Barthony. »Bald ist es soweit«, flüsterte sie, »dann wirst du endlich deine langersehnte Rache nehmen können. Die Nachkommen der Menschen, die dich damals umgebracht haben, werden deine Rache zu spüren bekommen. Und ich werde diesen Triumph miterleben.«

Lady Cheldham faßte die Untote an der Hand.

Die Haut fühlte sich eiskalt an. Auch war sie nicht ganz so glatt wie die der Gräfin. Aber das würde sich geben. Elizabeth Barthony brauchte jede Menge Blut, um sich immer wieder zu regenerieren. Und an Blut sollte es ihr nicht fehlen.

Daniel kam zurück.

»Wir können gehen. Die Luft ist rein«, meldete er.

»Gut«, erwiderte die Gräfin. Dann sagte sie: »Komm, Elizabeth. Dein Platz wartet auf dich.«

Gehorsam setzt sich die Untote in Bewegung. Ging wie ein Roboter neben Lady Cheldham her. Durch den Flur, vorbei an der Ahnengalerie, über die breite Treppe und trat dann durch einen Seitenausgang in den Schloßpark.

Über verschlungene Pfade näherten sich die drei Personen der alten Gruft.

Daniel schloß die schwere Tür der Gruft auf.

»Das ist dein Reich«, flüsterte Lady Cheldham.

Daniel zündete die mitgenommene Sturmlaterne an und leuchtete. Im unruhigen Schein der Flamme sahen die Särge in der Gruft noch gespenstischer aus.

Nach Verwesung riechende Luft wehte ihnen entgegen.

Der Sarg der Elizabeth Barthony stand etwa in Gürtelhöhe. Die Nische war breit genug, damit jemand hineinklettern konnte, um dann in den Sarg zu steigen.

»Nimm den Deckel ab!« befahl Lady Cheldham ihrem Diener.

Daniel wuchtete den schweren und mit Blut besudelten Sargdeckel hoch.

»Dort ist dein Platz«, flüsterte Lady Cheldham. »Nimm ihn ein, Elizabeth Barthony.«

Ohne zu zögern, stieg die Untote in den Sarg, legte sich auf den Rücken und faltete die Hände über der Brust.

Lange starrte Lady Cheldham auf das zum Leben erwachte Monster. Dann wandte sie sich fast abrupt um.

»Komm, Daniel. Unsere Aufgabe ist erledigt. Sie wird diesen Tag über schlafen. Ihre Stunde wird erst in der nächsten Nacht kommen.«

Daniel war froh, die unheimliche Stätte verlassen zu können.

»Was geschieht nun?« fragte er, als sie wieder draußen waren.

Lady Cheldham strich sich eine Haarsträhne aus der Stirn. »Ich muß mich um die Beerdigung meines lieben Gatten kümmern. Aber du,

Daniel, wirst dich einem gewissen Inspektor Sinclair an die Fersen heften und dafür sorgen, daß dieser Kerl uns keinen Ärger mehr bereitet.«

Daniel nickte. »Aber der Mann ist sehr gefährlich«, warf er ein.

»Na und? Was verlangst du? Geld?«

»Nein, Mylady. Sie wissen schon.«

Die Gräfin lachte hämisch auf. »Ach, du willst wieder mit mir schlafen?«

»Ja, Mylady.«

»Gut. Das soll deine Belohnung sein, wenn du John Sinclair erschossen hast.«

Daniel verbeugte sich. »Es wird alles zu Ihrer Zufriedenheit geschehen, Mylady.«

Was bist du nur für ein Idiot, dachte die Gräfin. Für sie war Daniel ebenfalls schon so gut wie tot.

Lady Cheldham ging allein auf das große Schloß zurück. Sie hatte gerade ihr Zimmer betreten, da klingelte das Telefon.

Broomfield, der Bürgermeister von Longford, war am Apparat.

»Gestatten Sie, Mylady, daß ich Ihnen mein größtes Bedauern über den Tod Ihres Gatten ausspreche. Sie können mir glauben, sein Tod hat uns alle hier in Longford tief getroffen.«

Schwätzer, dachte die Gräfin nur.

Der Bürgermeister plapperte noch allerlei dummes Zeug, bevor er endlich auf den Grund seines Anrufes zu sprechen kam.

»Es geht um diese gewisse Gilda Moore«, sagte er.

»Gilda Moore?« wiederholte die Gräfin.

»Ja, Mylady, das Mädchen, das ich Ihrem – äh, das zu Ihnen aufs Schloß gekommen ist.«

»Ich kenne keine Gilda Moore. Und hier ist auch keine Person dieses Namens gewesen.«

»Aber Mylady«, stotterte der Bürgermeister. »Ich selbst habe Miß Moore doch zu Ihnen geschickt.«

»Das mag schon sein, Bürgermeister. Aber eingetroffen ist sie bei uns nicht.«

»Das verstehe ich nicht, Mylady. Dabei hat der Lord doch persönlich…«

»Lord Cheldham ist tot, Bürgermeister«, entgegnete die Gräfin scharf. »Was er vor seinem Tod gemacht und getan hat, davon weiß ich nichts. Und nun entschuldigen Sie mich. Ich habe noch einige andere Sachen zu tun, als mir Ihr Gerede anzuhören.«

Mit diesen Worten unterbrach Lady Cheldham die Verbindung.

Die Gräfin war verärgert. Diese verdammte Gilda Moore würde sie noch in Schwierigkeiten bringen. Zu dumm! Sie hätten sich doch ein Mädchen aus der weiteren Umgebung besorgen sollen. Natürlich

würde irgendwann eine Suchaktion gestartet werden, aber das sollte sie nicht berühren. Bis dahin war schon eine gewisse Elizabeth Barthony in Aktion getreten, und darüber würde Gilda Moore vergessen werden.

Lady Cheldham lächelte grausam, als sie an die folgende Nacht dachte.

***

Der Polizeigewaltige von Longford hieß Percy Probster und stand im Range eines Sergeants. Zur Seite standen ihm noch zwei Konstabler, von denen einer die Pensionsgrenze schon überschritten hatte.

Sergeant Probster brachte allein fast soviel auf die Waage wie zwei normalgewichtige Menschen. Brauchte er eine Uniform, mußte sie jedesmal bei einem Schneider in Auftrag gegeben werden.

Als John Sinclair an diesem Morgen die Polizeistation betrat, kaute Probster gerade an einem Sandwich herum.

»Ah, Inspektor«, mampfte er. »Nehmen Sie Platz, ich bin gleich soweit.«

John setzte sich amüsiert auf einen wackligen Holzstuhl.

Leute wie dieser Probster waren selten geworden. Er war eben ein Original und aus Longford nicht wegzudenken.

Probster wischte sich mit einem riesigen Taschentuch über den Mund und lehnte sich behaglich in seinem Stuhl zurück. Der Bauch lag dabei fast noch auf der Schreibtischplatte.

Dann grinste er John entwaffnend an. »Na, Inspektor, sind Sie jetzt auch endlich davon überzeugt, daß dieser Irre Lord Cheldhams Mörder ist?«

John schüttelte den Kopf. »Im Gegenteil, Sergeant! Ich werde immer weiter in dem Glauben bestärkt, daß es anders gewesen sein muß.«

»Sie haben die Lady im Verdacht, nicht, Inspektor?« fragte der Sergeant im Verschwörerton.

»Vielleicht auch nicht. Aber deswegen bin ich nicht zu Ihnen gekommen, Sergeant. Ich möchte Sie etwas anderes fragen. Kennen Sie eine gewisse Gilda Moore?«

Der dicke Sergeant schnaufte hörbar auf. »Und ob ich die kenne. Hat uns schon manchen Ärger gemacht, das Luder. Sie ist Zimmermädchen im Hotel King. Aber das nur tagsüber. Nachts geht sie mit zahlungskräftigen Männern ins Bett. Und das in einer Stadt wie Longford.«

John stand auf. »Danke, das wollte ich nur wissen. Wir sehen uns dann später, Sergeant.«

Der dicke Sergeant winkte John zu, als er hinausging.

Das King Hotel lag etwas außerhalb von Longford. Deshalb benutzte John auch seinen Wagen.

Es war mit das beste Hotel in dem kleinen Ort, und, wie man John am Empfang versicherte, fast ausverkauft. Er hätte nur noch ein Zimmer der oberen Preisklasse haben können.

»Moment«, winkte John ab, »ich brauche kein Zimmer, sondern den Geschäftsführer oder Besitzer des Hotels.«

Der Portier bekam runde Augen. »Polizei?«

»Ja.«

»Um Himmels willen, Sir. Bitte ganz diskret. Unser guter Ruf, wissen Sie.«

»Schon gut«, winkte John ab. »Wo ist der Geschäftsführer?«

»Bitte, nehmen Sie doch dort in der Ecke Platz«, dienerte der Empfangsknabe. »Ich werde Mr. Hathaway sofort holen.«

John Sinclair pflanzte sich in einen weinroten Sessel.

Eine Minute später kam Mr. Hathaway angewieselt. Hathaway war ein stocktrockener Kerl mit nach unten gezogenen Eulenaugen, die seinem Gesicht immer einen wehleidigen Ausdruck verliehen.

»Sie sind von der Polizei?« flüsterte Hathaway und knetete nervös seine Hände.

»Haben Sie was zu verbergen?« fragte John zurück.

»Nein, das nicht«, erwiderte Hathaway und nahm endlich Platz.

»Ich bin Inspektor Sinclair von Scotland Yard«, stellte John sich vor.

Der Geschäftsführer nannte ebenfalls seinen Namen.

»Es geht um eine gewisse Gilda Moore, die bei Ihnen arbeiten soll«, fuhr John fort. »Sie kennen dieses Mädchen?«

John entging nicht das leichte Erschrecken, das sich auf dem Gesicht des Geschäftsführers spiegelte.

»Inspektor, ich, äh, kann mir denken…«, stotterte Hathaway.

John unterbrach ihn mit einer knappen Handbewegung. »Es geht mir nicht darum, was Ihre Angestellte nach Feierabend macht, sondern ich möchte sie gern einmal sprechen.«

»Das geht nicht«, erwiderte Hathaway. »Miß Moore ist gar nicht da.«

»Ach? Wo ist sie denn?«

»Ich weiß es nicht. Im Urlaub, glaube ich.«

John blickte den Geschäftsführer spöttisch an. »Sie lügen schlecht, Mr. Hathaway. Ich könnte mir zum Beispiel denken, daß Miß Moore auf Cheldham Castle ist.«

Der Geschäftsführer streckte beide Hände abwehrend von sich. »Damit habe ich nichts zu tun. Das hat alles der Bürgermeister gemacht. Ich habe ihm nur einen kleinen Gefallen getan, indem ich Gilda freigab. Mehr nicht.«

»Wo finde ich den Bürgermeister?« wollte John wissen.

Hathaway beschrieb dem Inspektor den Weg.

John stand auf. »Dann werde ich mich mal dorthin begeben.« Er war schon fast an der Tür, als er sich noch einmal umwandte. »Und sollte

ich erfahren, Mr. Hathaway, daß Sie den Bürgermeister schon telefonisch von meinem Kommen unterrichtet haben, werde ich mich mal intensiver mit Ihnen und Ihrem Hotel beschäftigen. Ist das klar?«

Der Geschäftsführer nickte.

John verließ das Hotel und machte sich auf den Weg zum Rathaus.

Das Rathaus war schon einige hundert Jahre alt. Hohe Gänge, kahle Flure und ein muffiger Bohnerwachsgeruch nahmen John auf.

Der Bürgermeister residierte in der ersten Etage. Er hieß Broomfield, und anmelden mußte man sich bei einer Mrs. Appleton.

Mrs. Appleton, eine dürre Person, die ihre besten Jahre wohl noch nie gehabt hatte, sah John böse an, als er in ihr Allerheiligstes eindrang.

»Mein Name ist John Sinclair, ich möchte den Bürgermeister sprechen«, sagte der Inspektor, der seinen Beruf wohlweislich verschwieg.

»Sind Sie angemeldet?«

»Nein.«

»Dann können Sie Mr. Broomfield auch nicht sprechen.«

»Ist dort sein Zimmer?« John deutete auf eine dunkelgebeizte Tür.

»Ja.«

»Danke, das genügt mir«, erwiderte der Inspektor und ging auf die Tür zu.

»Aber Mister. Sie können doch nicht so einfach…« Mrs. Appleton flitzte behende hinter ihrem Schreibtisch hervor, doch John Sinclair stand bereits schon im Büro des Bürgermeisters.

Broomfield sah gerade aus dem Fenster.

Er drehte sich ärgerlich um, als John das Zimmer betrat.

»Was erlauben Sie sich?«

»Scotland Yard«, sagte John knapp. »Inspektor Sinclair.«

Der Bürgermeister schluckte. »Lassen Sie uns allein, Mrs. Appleton«, schnarrte er, als die Sekretärin gerade zu einer Entschuldigung ansetzen wollte.

Beleidigt zog sie sich zurück.

John kam augenblicklich zur Sache.

»Haben Sie Gilda Moore auf das Schloß geschickt?«

Der rotgesichtige Bürgermeister wurde blaß. Es dauerte etwas, ehe er antworten konnte.

»Äh, die Sache war so, Inspektor. Lord Cheldham bat mich, ihm ein Mädchen zu schicken. Ich meine, was ich Ihnen jetzt sage, bleibt unter uns. Der Lord hatte nun mal eine Faible für schöne Frauen, und schließlich ist er ein geachteter Mann, der viel für Longford tut, deshalb darf man ihm einen kleinen Gefallen nicht abschlagen.«

»Dieser kleine Gefallen hat wahrscheinlich einem jungen Mädchen das Leben gekostet«, erwiderte John hart. »Lord Cheldham lebt nicht

mehr, das wissen Sie genauso wie ich. Und ich habe auch Grund zu der Annahme, daß Gilda Moore tot ist.«

»Sie meinen, Lord Cheldham hat das Mädchen umgebracht?«

»Das ist nicht erwiesen. Von Ihnen, Mr. Broomfield, möchte ich nur wissen, ob Gilda Moore die erste war, die Sie auf das Schloß geschickt haben?«

Der Bürgermeister wischte sich den Schweiß von der Stirn. »Ja«, ächzte er. »Sie war die erste. O Gott, hätte ich das geahnt.«

»Für Vorwürfe ist es zu spät, Mr. Broomfield. Wir müssen jetzt weiteres Unheil verhindern, und dabei können Sie mir helfen.« John griff in die Tasche und holte das kleine schwarze Buch hervor, das er von Cheldham Castle mitgebracht hatte.

»Lesen Sie dieses Buch, Herr Bürgermeister. Und dann möchte ich Ihnen einige Fragen dazu stellen.«

Broomfield begann zu blättern. Es dauerte fast eine halbe Stunde, ehe er das Buch durch hatte. Doch dann blickte er John aus schreckgeweiteten Augen an.

»Mein Gott«, flüsterte er, »das ist ja grauenhaft.«

»Genau das habe ich auch gedacht, Mr. Broomfield«, sagte John. »Ich darf noch einmal kurz zusammenfassen: In diesem Buch wird von einer gewissen Elizabeth Barthony berichtet, die vor einigen hundert Jahren als Hexe ermordet worden ist. Elizabeth Barthony war selbst eine Adelige, aber sie hatte ein Kind, von dem niemand etwas wußte. Dieses Kind, ein Mädchen, ist von Pflegeeltern großgezogen worden und hat hinterher einen Cheldham geheiratet. Die Elizabeth Barthony geriet in Vergessenheit, jedoch nicht der Fluch, den sie noch ausgesprochen hatte. Heute ist die Zeit gekommen, in der er sich bewahrheiten wird. Ich war in der Gruft des Schlosses. Es gibt dort die Särge der Barthonys und der Cheldhams. Jedoch der Sarg der Elizabeth Barthony ist leer. Noch leer. Diese Frau ist in der alten Abtei beerdigt worden. Ein Reporter und seine Freundin haben das Grab aufgesucht und durch einen unglücklichen Zufall den Fluch wieder ins Leben gerufen. Mr. Broomfield, was ich Ihnen jetzt sage, ist schwerwiegend und bleibt unter uns. Elizabeth Barthony ist zurückgekehrt. Sie hat ihr Schattenreich verlassen und wird sich ihre Opfer holen. Jetzt meine Frage: Gibt es hier in Longford noch Nachkommen derer, die damals an der Ermordung der Hexe beteiligt gewesen waren?«

Der Bürgermeister nickte sehr verkrampft. »Ja«, hauchte er. »Ich gehöre zum Beispiel dazu. Meine Familie hat schon ewig hier gewohnt. Ich weiß aus Erzählungen, daß mein Urahn an der Ermordung beteiligt gewesen war. Sagen Sie ehrlich, Inspektor, bin ich in Gefahr?«

»Ja«, antwortete John. »Ich habe schon von ähnlichen Fällen in

Rumänien gehört.«
»Aber… was kann man denn dagegen tun?« rief der Bürgermeister und breitete in einer hilflosen Gebärde beide Arme aus.
»Sie könnten zum Beispiel in eine andere Stadt ziehen. So lange, bis alles vorbei ist.«
»Das geht nicht. Dann würde bald halb Longford leer sein. Wissen Sie, Inspektor, die Menschen, die hier wohnen, sind mit diesem Ort verwachsen. Ihre Ahnen haben hier schon gelebt. Wenn der Fluch der Elizabeth Barthony bekannt wird, gibt es in Longford eine Panik.« Der Bürgermeister ließ sich erschöpft zurückfallen und griff nach seinen Zigarren.
Auch John zündete sich eine Zigarette an.
»Was… was machen wir denn jetzt?« fragte der Bürgermeister ängstlich.
John stäubte die Asche ab. »Zuerst will ich mal mit diesem Al sprechen. Er soll ja Lord Cheldham umgebracht haben. Wo finde ich ihn?«
»Wir haben die Brüder in unser Krankenhaus gebracht. Sam kämpft noch mit dem Tod. Die Ärzte haben die Kugel bereits herausoperiert. Und Al ist in einer ausbruchsicheren Einzelzelle des Krankenhauses untergebracht worden.«
John drückte die Zigarette aus und stand auf. »Gut, ich bin in spätestens zwei Stunden wieder zurück, Mr. Broomfield. Dann überlegen wir die weiteren Schritte.«
Als John Sinclair verschwunden war, genehmigte sich der Bürgermeister erst einmal einen dreifachen Whisky. Aber auch der Alkohol konnte seine Angstgefühle nicht hinwegschwemmen.

***

Das Krankenhaus in Longford war zwar klein, aber dafür modern eingerichtet.
John Sinclair erfuhr von einer Schwester, daß Lord Cheldham der große Geldgeber gewesen war.
Als Zimmer war klein. Es gab dort ein Bett, einen schmalen Schrank, einen Tisch und einen Stuhl. Das Fenster war vergittert.
Al lag angezogen auf dem Bett, als John eintrat.
»Lassen Sie uns allein«, sagte der Inspektor zu der Schwester, die ihn begleitet hatte.
Die Frau zog sich leise zurück.
John pflanzte sich auf den Stuhl und blickte Al minutenlang an. Der schwere Mann zeigte keine Reaktion. John hielt ihm die Zigarettenschachtel hin.
Al schüttelte den Kopf.
»Ich habe ihn nicht umgebracht«, sagte der Irre plötzlich. »Ich habe

immer alles getan, was der Lord befohlen hat. Mir ist es gutgegangen.«

»Ich glaube dir, Al«, erwiderte John.

Der Irre richtete sich auf und sah John aus glänzenden Augen an. »Wirklich, Mister?«

»Ja.«

»Dann ist es gut. Werden Sie mich hier rausholen? Ich will wieder aufs Schloß. Ich habe noch viel zu tun. Die Gräfin darf nicht allein bleiben.«

»Du kannst auch wieder aufs Schloß«, sagte John. »Nur mußt du mir vorher ein paar Fragen beantworten, ja?«

Al nickte schnell.

»Also, wie war das mit dem Mädchen. Mit Gilda Moore?«

Al begann zu lächeln. »Sie war schön«, flüsterte er. »Sehr schön. Aber sie mußte sterben. Der Lord wollte es. Und was der Lord will, habe ich getan.«

John atmete tief ein. Er hoffte, dem geheimnisvollen Fall ein Stück näherzukommen.

»Hast du sie umgebracht, Al?«

»Nein. Wir durften sie besitzen.« Al kicherte plötzlich. »Wir haben sie uns geteilt. Sam und ich. Es war schön.«

Die Hände des Irren fuhren auf dem Bettlaken hin und her.

»Was geschah dann, Al?« drängte John. »Los, erzähl!«

»Ich weiß es nicht. Wir haben sie eingesperrt. Die Lady sagte, sie würde von einem Geist geholt. Ich habe der Lady geglaubt.«

Plötzlich setzte sich Al auf. Seine Hand zeigte auf John. »Du hast ihn umgebracht. Ja, ich erkenne dich wieder. Du hast den Lord umgebracht.«

Behende schwang Al seine Beine aus dem Bett, stützte sich ab und sprang auf John zu.

Der Inspektor machte kurzen Prozeß. Ein wohldosierter Handkantenschlag schickte Al ins Reich der Träume.

Als die Schwester wieder in das Zimmer trat, war John gerade dabei, den Bewußtlosen wieder in sein Bett zu verfrachten.

»Keine Aufregung«, beruhigte der Inspektor die verängstigte Frau. »Der Kamerad schläft erst mal.«

»Ist er wirklich so gefährlich?« fragte die Schwester den Inspektor, als sie durch die langen Gänge dem Ausgang zustrebten.

»Nein«, beruhigte John sie. »Der Mann tut augenblicklich keiner Fliege etwas zuleide. Am besten ist, Sie lassen ihn in Ruhe, bis alles vorbei ist.«

»Bis was vorbei ist, Inspektor?«

»Das werden Sie noch früh genug erfahren.«

John Sinclair verließ das Krankenhaus, stieg in seinen metallicfarbenen Bentley und fuhr zum Rathaus.

Mittlerweile war es schon Nachmittag geworden. In einem kleinen Gasthaus nahm John noch ein verspätetes Mittagessen ein, bevor er wieder zum Bürgermeister ging.

Mrs. Appleton blickte John aus großen Augen an. »Aber Inspektor, Sie sind noch hier?«

»Ja, natürlich. Wo sollte ich sonst sein?«

»Das verstehe ich nicht. Sie haben doch vor einer halben Stunde angerufen.«

John schwante Böses. »Ich? Wen denn?«

»Den Bürgermeister. Sie wollten sich doch mit ihm treffen. In der Nähe des Schlosses. An der letzten Wegkreuzung. Der Bürgermeister ist sofort losgefahren.«

John hatte das Gefühl, als müßte er sich übergeben.

»Stimmt etwas nicht, Inspektor?«

»Doch, doch«, beruhigte John die Vorzimmerpalme. »Es ist alles in Ordnung.«

Nach diesen Worten rannte er hinaus und schlug wuchtig die Tür hinter sich zu.

Ihm war klar, daß es jetzt um das Leben des Bürgermeisters ging. Hoffentlich war es noch nicht zu spät.

***

Der Bürgermeister war ärgerlich, als er seinen Morris in Richtung Schloß lenkte. Was der Inspektor jetzt wieder vorhatte, paßte ihm überhaupt nicht in den Kram. Dieser Sinclair hätte auch genausogut in sein Büro kommen können.

Auf der Straße herrschte kaum Verkehr. Die Menschen, die unterwegs waren, gingen meistens zu Fuß. Es waren Touristen, die einmal richtig ausspannen wollten.

Broomfield hatte ein sehr hohes Tempo drauf. Er wollte, wenn es eben ging, pünktlich sein.

Als er den Treffpunkt erreichte, war von John Sinclair noch nichts zu sehen.

Wütend verließ Broomfield seinen Wagen. »Da hetzt man sich nun ab, und der Kerl kommt nicht«, knurrte er.

Der Bürgermeister vergrub die Hände in seinen Hosentaschen und ging nervös auf und ab.

Er hatte etwa fünf Minuten gewartet, da hörte er hinter sich ein Geräusch.

Erschreckt wandte Broomfield sich um.

Ein leises Lachen klang auf. »Warum so ängstlich, Bürgermeister?« fragte Lady Cheldham.

Sie war fast unhörbar aus dem Wald getreten und musterte Broomfield mit spöttischen Blicken.

»Verzeihung, Mylady, aber Sie haben mich doch ein wenig erschreckt. Ich warte hier auf jemanden.«

»Auf Inspektor Sinclair vielleicht?«

»Ja«, erwiderte der Bürgermeister ziemlich konsterniert. »Woher wissen Sie das?«

Lady Cheldham lächelte geheimnisvoll. »Der Inspektor hat es mir selbst gesagt. Er befindet sich auf unserem Schloß. Ich habe es übernommen, Sie abzuholen.«

Der Bürgermeister wurde mißtrauisch. »Stimmt das auch?«

»Aber ich bitte Sie.«

Doch damit war Broomfields Mißtrauen längst nicht gelegt. »Sie werden entschuldigen, Mylady, aber ich möchte mich gern selbst davon überzeugen. Ich werde zurückfahren und Inspektor Sinclair auf dem Schloß anrufen. Es sind zu viele schreckliche Dinge in der letzten Zeit passiert.«

»Das werden Sie nicht machen, Bürgermeister«, erwiderte die Gräfin scharf. »Sehen Sie her.«

Lady Cheldham hielt plötzlich eine Pistole in der Hand. Die Mündung zeigte genau auf den dicken Bürgermeister, der sofort die Hände hob.

»Sie sind ein Idiot, Broomfield!« zischte die Gräfin. »Los, steigen Sie wieder ein. Aber keine Tricks, wenn ich bitten darf.«

Der Bürgermeister setzte sich mit zitternden Knien hinter das Lenkrad.

Lady Cheldham nahm auf dem Beifahrersitz Platz.

»Fahren Sie zum Schloß. Den Weg kennen Sie ja!« Während die Lady sprach, hatte sich die Waffe nicht um einen Zoll bewegt. Sie zeigte weiterhin auf den verkrampft dasitzenden Bürgermeister.

Broomfield würgte den Motor zweimal ab, ehe er anfahren mußte.

»Was haben Sie mit mir vor?« fragte der fette Bürgermeister mit flatternder Stimme.

»Werden Sie noch früh genug merken«, gab die Gräfin kalt zurück.

Broomfield schwieg. Es kam ihm gar nicht in den Sinn, sich zu wehren. Er war noch nie ein mutiger Mann gewesen, hatte, wenn es unangenehme Aufgaben gab, immer andere Leute für sich arbeiten lassen. Bürgermeister war er auch nur geworden, weil er zu den ältesten Familien in Longford gehörte und weil die Reihe mal wieder an den Broomfields war.

»Passen Sie auf. Wir müssen gleich abbiegen«, sagte Lady Cheldham.

Der Bürgermeister schaltete zurück. Er verwechselte dabei die Gänge, und das Getriebe des Wagens nahm ihm dies übel.

Schon bald tauchte das große Tor des Schloßparks vor ihnen auf. Es stand offen.

»Fahren Sie bis vor die Treppe!« befahl die Gräfin.

Broomfield gehorchte.

»Aussteigen!« kommandierte sofort die Gräfin, während sie die Tür aufklinkte, sich aus dem Wagen schwang und auf der Fahrerseite aufstellte.

Ächzend kletterte der Bürgermeister aus dem Morris. Sein Herz schlug plötzlich bis zum Hals. Auf einmal kam ihm das große Schloß unheimlich vor.

Die Gräfin lachte leise. »Angst?« höhnte sie.

Broomfield nickte.

»Meine Ahnin hatte auch Angst, als man sie umbrachte. Doch niemand hat sich ihrer erbarmt. Los, gehen Sie vor.«

»Wohin?«

»Nicht in das Schloß. Ich habe eine bessere Unterkunft für Sie, Herr Bürgermeister.«

Die Gräfin deutete mit der Hand in Richtung Westen, dort, wo auch die alte Abtei lag.

»Kennen Sie eigentlich unsere Familiengruft, Bürgermeister?«

»Nein«, hauchte Broomfield.

»Dann wird es Zeit, daß Sie dorthin kommen. Sie sollen schließlich Ihren Platz sehen, wo Sie sterben werden…«

***

Der Mann, der um die Mittagszeit das kleine Hotel betrat, in dem John Sinclair abgestiegen war, machte einen ruhigen Eindruck.

Eine etwas ältere Frau, die hier das Mädchen für alles spielte, fragte er nach der Zimmernummer des Inspektors.

»Mr. Sinclair wohnt im Zimmer 4, Sir«, erwiderte die Frau. »In der ersten Etage.«

Der Mann, niemand anderes als Daniel, bedankte sich mit einem Trinkgeld.

Dann tat er so, als würde er das Hotel verlassen.

Doch kaum war das Dienstmädchen verschwunden, huschte Daniel die Treppe hoch, ging auf Zehenspitzen über den mit einem roten Läufer bespannten Flur und blieb vor John Sinclairs Zimmer stehen.

Das einfache Schloß bereitete ihm keine großen Schwierigkeiten. Innerhalb von zwei Minuten hatte er es geknackt.

Daniel huschte in das gemütlich eingerichtete Zimmer.

John Sinclairs Koffer stand noch auf dem Boden. Schnell und gründlich inspizierte Daniel den Raum. Er sah auch die schmale Tür, die zur Dusche führte.

Daniel pfiff durch die Zähne. Die Dusche war ein ideales Versteck.

Daniel griff in die Lederschlaufe an seinem Gürtel und holte ein langes zweischneidiges Messer hervor. Prüfend betrachtete er die Klinge und strich zart mit dem Daumen darüber.

Dann nickte er zufrieden.

Daniel hatte sich bewußt für das Messer entschieden. Ein Schuß würde zuviel Aufsehen erregen.

Daniel hatte Geduld. Er stellte sich in die kleine Duschkabine und wartete ab. Irgendwann mußte dieser Inspektor ja mal kommen. Und für Daniel war John Sinclair schon so gut wie tot.

***

Bevor John Sinclair nach Cheldham Castle fuhr, wollte er sich noch mit einer bestimmten Waffe eindecken. Das war eine kleine Pistole, die silberne Kugeln verschloß. Silberne Kugeln und Holzpflöcke hatten sich im Kampf gegen Vampire und Untote bewährt.

Die Pistole steckte in einem Geheimfach von Johns Koffer.

Als John das Hotel betrat, wurde er von Helena, dem schon älteren Hausmädchen, aufgehalten.

»Mr. Sinclair. Ein Herr hat sich nach Ihnen erkundigt.«

»So? Wann denn?«

Das Hausmädchen zuckte mit den Schultern. »Ich habe nicht auf die Uhr gesehen. Aber meiner Schätzung nach ist noch nicht mal eine halbe Stunde vergangen.«

»Hat der Mann was gesagt? Will er wiederkommen?« fragte John.

»Nein, davon hat er nicht gesprochen. Aber ich habe ihn auch nicht aus dem Hotel gehen sehen. Ich hatte nämlich die ganze Zeit hier unten zu tun.«

Jetzt wurde John hellhörig.

»Beschreiben Sie mir den Mann doch mal.«

Das Hausmädchen tat es, so gut es ging.

Trotz der unvollständigen Beschreibung wußte John, wen er vor sich hatte.

Es war niemand anders als Daniel, Lady Cheldhams sauberer Diener.

John griff in die Tasche und drückte dem Hausmädchen ein Geldstück in die Hand. Die Frau errötete und bedankte sich überschwenglich.

»Sind oben noch andere Gäste auf ihren Zimmern?« erkundigte sich John vorsichtshalber.

»Soviel ich weiß, nicht.«

»Das ist gut. Und bleiben Sie auch erst mal hier unten, Helena.«

»Ist schon gut, Mr. Sinclair.«

John ging langsam nach oben. Er benutzte den äußeren Rand der Treppe.

Damit die Stufen nicht knarrten.

Auf Zehenspitzen schlich der Inspektor über den Läufer und blieb vor seiner Zimmertür stehen.

Er legte sein Ohr an das Holz und lauschte.

Nichts. Kein Geräusch drang aus seinem Zimmer.

John steckte die Beutepistole griffbereit in seinen Hosenbund und holte den Zimmerschlüssel aus der Jackentasche. Vorsichtig schob er ihn ins Schloß, drehte ihn langsam herum.

John drückte auf die Klinke.

Die gut geölte Tür schwang auf.

Der Inspektor hatte blitzschnell die Waffe in der Hand, tat einen Schritt ins Zimmer.

Nichts geschah.

Mit dem Absatz kickte John die Tür zu.

Im gleichen Augenblick geschah es.

Mit unheimlicher Wucht krachte die Tür zur Duschkabine auf. Ein länglicher Schatten flog auf John zu. Etwas blitzte auf.

Der Inspektor hechtete instinktiv zur Seite. So entging er dem tödlichen Messerstich um Haaresbreite.

Johns Gegner preßte einen Fluch zwischen den Zähnen hervor. Er war durch diesen Fehlstoß hart auf dem Boden gelandet und wollte sich gerade wieder aufrichten, als er Johns Stimme hörte.

»Am besten, Sie werfen Ihren Dolch weg, Daniel. Es hat doch keinen Zweck. Eine Kugel ist immer schneller!«

Daniel peilte aus seiner knienden Stellung hoch und sah genau in das kreisrunde Loch der Pistolenmündung.

Wutentbrannt schleuderte er das Messer in das Holz der Duschtür.

»Aufstehen!« kommandierte John.

Ächzend kam Daniel auf die Beine. Er beobachtete John aus zusammengekniffenen Augen.

»In den Sessel!«

Geschmeidig glitt Daniel in den kleinen Cocktailsessel.

John spürte, dieser Mann hatte noch längst nicht aufgegeben.

Der Inspektor baute sich Daniel gegenüber auf. Nach wie vor hielt er die Pistole in der Hand.

»Schätze, du hast mir einiges zu erzählen, Daniel.«

Statt einer Antwort spuckte Daniel dem Inspektor vor die Füße.

John ließ sich nicht aus der Ruhe bringen. Eiskalt zählte er Daniels Verbrechen auf und machte ihm auch klar, was er dafür bekommen würde.

»Du kannst dein Los natürlich dadurch verbessern, daß du aus der Schule plauderst. Ich würde das bei Gericht natürlich erwähnen.«

Daniel kämpfte einige Minuten mit sich. Dann sagte er plötzlich: »Fragen Sie, Inspektor.«

»Wer hat den Bürgermeister in die Falle gelockt?«

»Das war ich. Die Gräfin hat es mir befohlen.«

»Was soll mit Broomfield geschehen?«

»Er wird umgebracht. Elizabeth Barthony braucht Blut. Der Bürgermeister wird das erste Opfer sein.«

John preßte hart die Zähne aufeinander. Normalerweise mußte er sofort losfahren. Aber er wollte vorher noch etwas wissen.

»Wer hat Lord Cheldham ermordet?«

»Es war Elizabeth Barthony. Sie hatte vorher Gilda Moore umgebracht, ihr Blut getrunken und besaß dann genug Kraft, um den Lord umzubringen.«

»Das hatte ich mir gedacht«, flüsterte John. »Welche Rolle spielen Sam und Al?«

»Gar keine. Sie hatten von alledem keine Ahnung. Die beiden haben normalerweise keiner Fliege was zuleide getan.«

»Und Sie haben Sam aufgehetzt, nicht wahr?«

In Daniels Augen glitzerte es tückisch. »Ja. Das habe ich. Sam sollte Sie töten, Inspektor. Leider hat er den Falschen erwischt. Aber der junge Schnüffler hat auch schon genug Ärger bereitet.«

»Und was hat Ihnen Laura Patton getan?« fragte John scharf.

»Mir nichts, Inspektor. Aber der Barthony. Sie hat ihr Grabmal entehrt und mußte deshalb sterben. Elizabeth Barthony selbst hat sie sich geholt.« Daniel lachte leise.

»Und was hatte Ihnen Jim Cody getan?«

»Auch nichts. Er hat nur zuviel gesehen. Leider ist er mir entwischt und hat Sie alarmieren können, Inspektor. Aber Sie werden es auch nicht schaffen. Elizabeth Barthony ist stärker, viel stärker als Sie. Sie können mich auch ruhig einsperren, aber ich bin sicher, daß die Untote mich aus meinem Gefängnis rausholt. Sie läßt ihre Diener nicht im Stich.«

»Wirklich?« fragte John spöttisch.

»Ja.«

»Dann werden wir beiden mal zur Polizeistation marschieren. Ich sage Ihnen schon jetzt, Daniel, ein Fluchtversuch ist sinnlos. Ich schieße schneller, als sie laufen können.«

Daniel erhob sich aus dem Sessel. John trat einen Schritt nach hinten, um Daniel vorbeizulassen.

Der Diener hatte die Arme halb erhoben. Auf seinem Gesicht lag ein gefährliches Lächeln.

»Geh in Richtung Tür!« befahl John. »Aber vorsichtig.«

Daniel machte zwei Schritte und hechtete plötzlich zur Seite. Mit einem Griff hatte er das Messer gepackt, das in der Duschkabinentür steckte, riß den Arm hoch…

John Sinclair schoß.

Die Kugel klatschte dicht neben Daniels Kopf in das Holz der Tür. Splitter rissen dem Diener die Wange auf.

Daniels Messerarm blieb wie an einer Schnur gezogen mitten in der Luft hängen.

»Ich hatte es Ihnen doch gesagt, es hat keinen Zweck«, grinste John.

»Los, lassen Sie das Messer fallen!«

Zwei, drei Sekunden überlegte der Mörder.

Und dann drehte er durch.

Aufschreiend stützte er sich vom Boden ab, warf seinen Körper in John Sinclairs Richtung.

Der Inspektor schoß nicht. Er wollte den Kerl lebend.

Mit einer gedankenschnellen Drehung wich er dem gefährlichen Messerstoß aus und schlug zu.

Der Pistolenlauf traf Daniel mitten im Sprung. Er riß eine blutige Schramme über das Gesicht des Mannes.

Daniel fiel hin.

Ehe er wieder reagieren konnte, setzte ihm John den Fuß auf die Messerhand.

»Laß los!«

Langsam öffneten sich Daniels Finger.

John kickte das Messer weg. Dann schlug er den Mörder k.o.

John zog ihn wieder hoch und warf ihn anschließend auf das Bett.

Erst jetzt hörte er die aufgeregten Stimmen vor seiner Zimmertür. John öffnete und sah in die entsetzten Gesichter des Hotelpersonals.

Mr. Davenport, der Besitzer, betrat zitternd das Zimmer. Schreckensbleich starrte er auf den bewußtlosen Daniel.

»Was ist passiert, Mr. Sinclair? Wir hörten einen Schuß. Mein Gott, ist er…?«

»Er ist nicht tot«, sagte John.

Der Hotelbesitzer nickte geistesabwesend. »Wir müssen die Polizei benachrichtigen.«

»Nicht nötig.« John zog seinen Ausweis aus der Tasche und hielt ihm den Mann hin.

»Scotland Yard?«

»Ja.«

»Aber was suchen Sie hier in Longford? Was geht hier vor?« fragte der Hotelier.

»Das werden Sie vielleicht einmal später erfahren«, antwortete John. »Schicken Sie jetzt jemanden zu Sergeant Probster. Er soll den Mann abholen lassen.«

»Selbstverständlich, Sir.«

Der Hotelbesitzer wandte sich ab und drängte das Personal zurück, John schloß die Zimmertür. Er trat an seinen Koffer und holte außer der bewußten Pistole noch ein Paar Handschellen hervor. Er klickte sie um Daniels Gelenke.

Dann untersuchte er seine Waffen. Er hatte insgesamt drei. Eine hatte er Daniel abgenommen, als dieser gerade die Mädchenleiche verscharrt hatte.

Die zweite gehörte Sam. Und dann hatte John noch die Pistole mit

den silbernen Kugeln. Er steckte sich Sams Pistole in den Hosenbund, und die Spezialwaffe klebte er sich mit Heftpflaster an der Wade fest.

Wenig später kam Daniel zu sich. Seine Augen versprühten tödlichen Haß, als er sich über seine Lage klarwurde.

»Glauben Sie nur nicht, daß Sie gewonnen haben, Inspektor!« giftete er. »Elizabeth Barthony wird auch Sie umbringen.«

»Das bleibt abzuwarten«, erwiderte John knapp. »Für Sie, Daniel, ist allerdings der Kuchen gegessen, wie man so schön sagt. Sie werden die Welt lebenslänglich durch ein Streifenmuster sehen können.«

»Verdammtes Bullenschwein!« zischte Daniel und warf sich auf dem Bett hin und her.

John gönnte ihm nicht mal einen Blick.

In diesem Augenblick klopfte es. Sergeant Probster betrat mit einem Gehilfen das Zimmer.

»Wo ist denn dieser Dreckskerl?« röhrte er.

John zeigte auf das Bett.

Der Sergeant riß seine Augen auf. »Wissen Sie, wer das ist, Inspektor?«

»Natürlich. Lord Cheldhams sauberer Diener. Oder vielmehr Lady Cheldhams.«

»Ja, eben«, gab der Sergeant zurück. »Ich werde Ärger mit der Lady bekommen. Ich kann Daniel nicht so einfach verhaften.«

»Genau!« kreischte der Diener. »Die Lady wird Sie Ihres Amtes entheben, wenn Sie mich nicht freilassen. Sie werden…«

John schnitt dem Kerl mit einer Handbewegung das Wort ab. Dann wandte er sich an den Sergeant. »Jetzt will ich Ihnen mal was sagen.« John sprach leise, doch seine Stimme hatte den gewissen Klang, der den Sergeant vorsichtig werden ließ. »Dieser Daniel ist ein gemeiner Mörder. Und wenn er hundertmal der Lord selbst wäre, so ist das für mich kein Grund, ihn nicht festzunehmen. Haben Sie verstanden, Sergeant?«

»Jawohl, Sir!« schnaufte der Dicke.

»Dann sorgen Sie dafür, daß der Mann eine sichere Zelle bekommt. Sie persönlich haften mir für ihn.«

»Ja, Sir«, erwiderte der dicke Sergeant eingeschüchtert. Er gab seinem Gehilfen einen Wink, der packte Daniel unter den Achseln und schleifte den laut schreienden Diener aus dem Zimmer.

Sergeant Probster wollte ihm schon folgen, doch John hielt ihn noch zurück.

»Ich fahre jetzt aufs Schloß, Sergeant. Sollte ich bis morgen früh nicht zurück sein, benachrichtigen Sie meine Dienststelle. Hier…« John griff in die Tasche und holte eine Karte hervor. »Das ist die Nummer meines Chefs. Ihn rufen Sie an.«

Der Sergeant steckte die Karte weg. Er trat verlegen von einem Bein

aufs andere.
»Ist noch was, Sergeant?«
»Ich will ja nicht neugierig sein, Sir. Aber was wollen Sie auf dem Schloß finden?«
John Sinclair blickte dem Sergeant direkt ins Gesicht. »Ein Gespenst suche ich«, erwiderte er flüsternd.
»Ein Ge…? Oh…« Der dicke Sergeant riß die Augen auf, machte auf dem Absatz kehrt und rannte hinaus.
Mit allem durfte man ihm kommen, nur nicht mit Gespenstern. Da war er empfindlich.

***

Die Worte der Gräfin brannten sich förmlich im Gehirn des Bürgermeisters fest.
Sie wollte ihn in die alte Abtei bringen. Was das bedeutete, war klar.
Er, Carter Broomfield, würde dort sterben!
Sterben, sterben, sterben…!
»Nein!« brüllte Broomfield, wirbelte auf dem Absatz herum und schlug urplötzlich seine Rechte auf den Pistolenarm der Frau.
Lady Cheldham wurde von dieser Aktion überrascht. Die Pistole fiel ihr aus der Hand.
Der Bürgermeister nutzte diese Chance. So schnell er konnte, rannte er weg.
Warf sich förmlich in die Büsche, achtete nicht auf Zweige und Äste, die ihm die Haut aufschrammten, sondern rannte um sein Leben.
Schon nach wenigen Metern arbeiteten seine Lungen wie Blasebälge. Der Bürgermeister, der zeit seines Lebens am Schreibtisch gesessen hatte, besaß überhaupt keine Kondition.
»Stehenbleiben!« gellte die sich überschlagende Stimme der Lady Cheldham. »Bleiben Sie stehen!«
Ein Schuß peitschte auf.
Die Kugel sirrte weit an Broomfield vorbei.
Der Bürgermeister strauchelte, fiel hin. Mühsam raffte er sich auf.
Nur weiter, hämmerte es in ihm. Nur weiter.
In seiner Panik merkte Broomfield nicht, daß er sich dem großen Schloßportal näherte. Er sah es erst, als es zu spät war. Da war er schon aus dem Schutz der Büsche heraus.
Sein Wagen!
Er stand vor dem Schloß.
Der Bürgermeister sah ihn nur verschwommen. So sehr hatte die Anstrengung ihm zugesetzt.
Noch zwanzig Yards, dann hatte er ihn erreicht.
Broomfield stolperte auf den Morris zu. Dabei achtete er nicht auf seine Umgebung.

Die Gräfin hatte sich längst wieder von der Überraschung erholt. Sie hatte die Pistole aufgehoben und kam schräg von der linken Seite auf den Bürgermeister zugerannt.

»Sie haben keine Chance!« gellte ihre Stimme.

Broomfield hörte nicht. Er sah nur den Wagen und damit die für ihn einzige Fluchtmöglichkeit.

Lady Cheldham blieb stehen. Wie auf dem Schießstand hob sie die Hand mit der Pistole.

Der Schuß peitschte auf. Er traf Broomfield mitten im Lauf.

Der Bürgermeister schrie, torkelte noch einige Schritte und brach dann zusammen. Seine Fingerspitzen berührten bereits die Reifen des Morris.

Ein glühendheißer Schmerz zuckte von dem linken Bein des Bürgermeisters hoch. Der Schmerz lähmte all seine Bewegungen, machte ihn zu einem hilflosen Bündel Mensch.

Langsam ging Lady Cheldham auf den Verletzten zu. Sie lachte leise, als sie vor dem Bürgermeister stand.

Broomfield wandte den Kopf. Tränen der Wut, der Enttäuschung, der Hilflosigkeit liefen über sein Gesicht.

Und die Lady lächelte teuflisch.

»Stehen Sie auf, Broomfield!«

»Ich – ich kann nicht.«

»Los, sonst jage ich Ihnen eine Kugel durch den Kopf. Mit Elizabeth Barthony hatte damals auch niemand Mitleid. Sie sind der erste, den sie sich holen wird.«

Unter unsäglichen Mühen schob sich Broomfield vor. Er hob seine rechte Hand, und die Finger umklammerten die Kühlerhaube des Wagens. »Weiter!« zischte Lady Cheldham. Es dauerte Minuten, ehe sich der Bürgermeister aufgerafft hatte. Sein linkes Hosenbein war feucht von Blut. Die Kugel saß hoch im Schenkel.

Die Gräfin winkte mit dem Kopf in Richtung Treppe. »Dort hinauf!«

Broomfield sah die Gräfin flehend an. »Das schaffe ich nicht«, keuchte er. »Mein Bein. Ich bin verletzt.«

»Und ob Sie das schaffen. So schnell stirbt man nicht!«

Lady Cheldham gab dem Bürgermeister einen Stoß, so daß er über die Kühlerhaube fiel.

Mit fast unmenschlicher Anstrengung gelang es Broomfield, sich in Bewegung zu setzen. Er ging wie ein Säugling, tapsig, jeden Moment bereit, umzufallen.

Die große Treppe kam Broomfield unendlich lang vor. Er blieb an der ersten Stufe stehen.

»Geh weiter!« blaffte die Gräfin. »Sei froh, daß ich dich nicht zu der alten Abtei laufen lasse.«

»Aber was habe ich Ihnen denn getan?« heulte der Bürgermeister.

»Mir nichts. Aber du wirst für die Sünden deiner Väter büßen. Und jetzt geh!«

Broomfield ließ sich fallen. Auf Händen und Füßen nahm er die Treppe.

Lady Cheldham ging immer zwei Stufen hinter ihm.

Auf der Hälfte brach Broomfield zusammen.

Die Gräfin trieb ihn mit einem Tritt in den Rücken wieder hoch.

Und Broomfield kroch weiter. Stufe für Stufe.

Vor dem großen Portal blieb er liegen. Völlig am Ende seiner Kräfte.

Die Gräfin öffnete die schwere Tür.

»Kriech hinein!« befahl sie.

Der Bürgermeister gehorchte. Er mußte sich quer durch die große Halle schleppen, bis die Gräfin eine Tür öffnete.

In dem Raum dahinter lag ein sehr elegant eingerichtetes Badezimmer.

Schwarze Kacheln, goldene Hähne und eine marmorne Badewanne dokumentierten den Reichtum der Cheldhams.

»Na, wie gefällt dir dein neues Reich?« höhnte die Gräfin.

Der Bürgermeister gab keine Antwort. Er war überhaupt nicht mehr in der Verfassung, zu sprechen.

Lady Cheldham schob ihm einen Hocker hin. »Darauf kannst du dich ausruhen. Ich bin ja gar nicht so!«

Lady Cheldham ging rückwärts zur Tür, während sie nach wie vor immer noch die Pistole auf den Bürgermeister gerichtet hielt.

»Was… was geschieht jetzt mit mir?« krächzte Broomfield.

»Warte ab«, lächelte die Gräfin. »Noch hast du Zeit, über die Verfehlungen deiner Vorfahren nachzudenken.«

Nach diesen Worten knallte sie die Tür zu und schloß von außen ab. Broomfield überließ sie seinem Schicksal.

***

Irgendwann schlief der Bürgermeister vor Erschöpfung ein. Er merkte noch nicht einmal, daß er vom Hocker fiel und hart auf den Boden prallte.

Ein Geräusch weckte Broomfield auf. Schritte, die sich der Badezimmertür näherten.

Im ersten Moment wußte Broomfield nicht, wo er sich befand, doch dann kam die Erinnerung mit erschreckender Deutlichkeit zurück. Der Schlüssel ratschte im Schloß. »Nein«, flüsterte Broomfield, der instinktiv ahnte, daß sein Ende nahe war. »Ich… ich will nicht sterben!«

Unter unsäglichen Qualen zog sich Broomfield am Wannenrand hoch. Dadurch brach die Wunde wieder auf. Warm strömte das Blut an seinem linken Bein herab.

Panik flatterte in Broomfields Augen, die sich starr auf die Tür geheftet hatten.

Langsam bewegte sich die Klinke nach unten.

Der Bürgermeister wich zurück. Mit der linken Hand stützte er sich am Wannenrand ab.

Stück für Stück wurde die Tür aufgezogen. Eine weiße Hand erschien, tastete sich an der Badezimmerwand entlang und löschte das Licht.

Es ist aus! schrie es in Broomfield.

Sein Blick irrte durch das dämmrige Badezimmer.

Das Fenster!

Mein Gott, warum hatte er nicht früher daran gedacht?

Der Bürgermeister humpelte darauf zu. Sah durch die verzierten Scheiben das letzte Tageslicht entschwinden.

Broomfield packte den Griff. Und während er das Fenster aufzog, wandte er den Kopf.

Im Bad stand eine Frau.

In ihrer rechten Hand hielt sie ein Schwert. Broomfield bemerkte in dem Dämmerlicht, daß diese Frau genauso aussah wie die Gräfin Cheldham.

War sie es? Oder war sie es nicht?

Die Frau hob das Schwert. Ihr Gesicht hatte sich verzerrt, war zu einer mörderischen Fratze geworden.

Im gleichen Augenblick riß Broomfield das Fenster auf.

Sein schauriger Hilfeschrei gellte Sekunden später durch den nachtdunklen Schloßpark.

***

Fast schlagartig kam die Dämmerung.

Im Westen ballten sich dicke dunkle Wolkenberge zusammen und verdeckten die untergehende Sonne. An einigen Stellen leuchtete der Himmel schwefelgelb. Ein Gewitter war im Anzug.

John Sinclair scheuchte seinen Bentley über die Landstraße. Die Scheinwerfer des Wagens stachen wie Lanzen in die graue Dämmerung. Blätter wurden durch den Fahrtwind von der Straße hochgewirbelt und tanzten für kurze Zeit über die Fahrbahn.

John Sinclair hatte die Augen zu Schlitzen verengt. Er saß ganz locker hinter dem Steuer. Seine kräftigen Hände lagen ruhig auf den Griffspeichen.

Johns Gesicht wirkte wie aus Stein gemeißelt, während er sich voll auf die Fahrt konzentrierte.

Meile um Meile fraß der Bentley weg.

In der Ferne spaltete ein Blitz den Himmel. Der darauffolgende Donner war kaum zu hören. Das Gewitter war noch zu weit weg.

In Rekordzeit hatte John sein Ziel erreicht.

Das Tor zu dem großen Schloßpark stand offen.

John riß den Bentley in eine gewagte Kurve und preschte über den Kiesweg in Richtung Schloß.

Kurz vor dem großen Hauptweg, der direkt zu der Freitreppe führte, trat John auf die Bremse.

Er schwang sich aus dem Wagen und schob leise die Tür ins Schloß. Ebenso lautlos huschte der Inspektor in Richtung Schloß.

Die Dunkelheit nahm immer mehr zu. Schon verwischten die Konturen der Bäume, wurden zu einem zerfließenden Grau.

John orientierte sich kurz. Er überlegte gerade, ob er sich nicht von der Rückseite her dem Schloß nähern sollte, da sah er das Licht durch die Bäume schimmern.

Es kam von dem breiten Eingangsportal des Schlosses.

John lief noch ein paar Schritte, versteckte sich anschließend hinter einem Baumstamm und peilte von hier aus über die freie Rasenfläche zu dem Schloß hin.

Die große Tür stand offen. In der Halle brannte Licht. Menschen waren keine zu sehen.

Aber etwas anderes sah John. Einen dunklen Morris. Der Bürgermeister fuhr diesen Wagen, wie man ihm unten im Dorf versichert hatte.

Broomfield war also hier.

Aber lebte er noch?

John zog seine Waffe.

Ein komisches Gefühl beschlich ihn, als er sich geduckt über den Rasen bewegte.

Niemand ließ sich blicken. Die Stille war nahezu unheimlich, Doch Sekunden später wurde diese Stille durch ein gräßliches Ereignis unterbrochen.

John sah, wie ein Fenster aufsprang, erkannte den Schatten eines Mannes und hörte den gellenden Hilfeschrei.

Broomfield! Er war in höchster Gefahr.

John Sinclair flog fast auf den Eingang des Schlosses zu. »Halten Sie aus, Broomfield, ich komme!«

Mit Riesensätzen hetzte John die Treppe hoch, jagte in die Halle, orientierte sich kurz, entdeckte die Tür, die in das Zimmer führte, in dem Broomfield gefangengehalten wurde und…

»Bleiben Sie stehen, Mr. Sinclair. Eine Bewegung nur, und ich jage Ihnen eine Kugel durch den Schädel!«

Die Stimme traf John wie ein Peitschenhieb. Sicher, er hätte es sich denken können, daß die Gräfin irgendwo lauerte. Sie hatte sich hinter einem der langen Vorhänge versteckt und kam nun mit schußbereiter Waffe auf den Inspektor zu.

»Lassen Sie die Pistole fallen, Sinclair!«

John gehorchte. Lady Cheldham hatte im Augenblick die besseren Trümpfe.

Ihre Lippen verzogen sich zu einem diabolischen Lächeln. »Sie haben zu hoch gereizt, Inspektor. Wollten alles im Alleingang machen. Doch nun sind Sie mir ausgeliefert. Mir und meiner Ahnin Elizabeth Barthony. Drehen Sie sich ruhig um, Inspektor. Sie werden das Schauspiel, das ich Ihnen biete, nie vergessen.«

Langsam wandte John den Kopf.

Er konnte jetzt genau in ein Badezimmer blicken. Und was er dort sah, ließ ihn an seinem eigenen Verstand zweifeln…

***

Die flache Seite des Schwertes klatschte in den Nacken des Bürgermeisters.

Aufstöhnend sackte Broomfield zusammen. Im letzten Augenblick erkannte er noch den Mann, der mit Riesenschritten über den Rasen in Richtung Eingangsportal hetzte.

Mit dem Gesicht zuerst rutschte Broomfield an der Kachelwand entlang.

Eine kalte Hand, die sich anfühlte wie eine Eisenklaue, krallte sich in sein Genick.

Von einer unwiderstehlichen Gewalt wurde der Bürgermeister hochgerissen.

Mit einem Ruck wurden seine Haare nach hinten gezogen. Ein beißender Schmerz zog sich durch die Halswirbel des Bürgermeisters.

Fast zwangsläufig öffnete Broomfield die Augen.

Sein Blick traf das ausdruckslose Gesicht der Elizabeth Barthony. Es war ein Antlitz, das dem der Lady Cheldham aufs Haar glich, nur die Augen waren anders. Sie blickten stumpf, glanzlos.

Der Bürgermeister bewegte die Lippen, er wollte irgend etwas sagen, doch seine Stimme schien am Gaumen festgeklebt zu sein, Von irgendwoher hörte er eine Frauenstimme. Höhnisch, triumphierend.

Die Lippen der Elizabeth Barthony zuckten. Dann hob sie den Arm, der das Schwert hielt.

Broomfield sah die Klinge über seinem Kopf blitzen.

Auf einmal wußte er, was mit ihm geschehen sollte.

Die Erkenntnis machte ungeahnte Kräfte frei.

Ein mörderischer Tritt traf Elizabeth Barthonys Schienbein. Doch die Untote verspürte keinen Schmerz. Sie kippte nicht einmal nach hinten.

Es war, als hätte der Bürgermeister gegen ein Standbild getreten.

Immer weiter wurde sein Kopf nach hinten gerissen. Scharf spannte sich die Haut an seinem Hals.

Und dann sah Broomfield die tödliche Klinge dicht über seinem Kopf

schweben.

»Neiiinnn!« schrie er. »Ich will nicht ster…«

Der letzte, verzweifelte Aufschrei erstickte in einem dumpfen Gurgeln.

Elizabeth Barthony hatte dem Bürgermeister das Schwert durch den Hals gestoßen!

Gierig trank die Untote das warme Menschenblut.

***

Der gräßliche Todesschrei dröhnte gellend in John Sinclairs Ohren.

Er wollte aufspringen, dem Bürgermeister zu Hilfe eilen, doch die Worte der Lady Cheldham nagelten ihn an seinem Fleck fest.

»Eine Bewegung, und Sie sind tot!«

Vielleicht hätte es John dennoch versucht. Aber wenn ihn jetzt die Kugel traf, konnte er nichts mehr tun, so aber bestand eventuell noch eine kleine Chance.

John Sinclair wandte den Blick von dem gräßlichen Geschehen ab.

Hinter ihm lachte Lady Cheldham leise. »Ja, sie braucht Blut. Blut, um weiterleben zu können. Broomfield war erst der Anfang. Die anderen folgen. Ohne Gnade. Für Elizabeth Barthony hat es damals auch keine Gnade gegeben.«

»Aber wir leben heute in anderen Zeiten«, preßte John hervor. Er wußte eigentlich selbst nicht, warum er sich mit der Gräfin auf eine Diskussion einließ.

»Unrecht verjährt nicht«, zitierte Lady Cheldham und wechselte blitzschnell das Thema. »Da, sehen Sie, Inspektor, jetzt hat Elizabeth Barthony genug. Sie blüht förmlich auf. Sie lebt. Ja, sie lebt!« schrie die Gräfin.

John blieb eiskalt. Er wartete auf seine Chance. Hoffte, daß Elizabeth Barthony Lady Cheldham ablenkte.

Doch die Gräfin benahm sich wie ein Profi, ließ den Inspektor nicht einen Sekundenbruchteil aus den Augen.

Langsam kam die Untote aus dem Badezimmer. In der Hand hielt sie das Schwert.

Sonst glich sie der Lady Cheldham aufs Haar. Sie trug sogar die gleiche Kleidung.

»Jetzt sind Sie an der Reihe, Inspektor!« tropften die Worte der Gräfin in die Stille.

Johns Magenmuskeln zogen sich zusammen. Er dachte an die Pistole mit den Silberkugeln, die unerreichbar für ihn mit Heftpflaster an seiner Wade klebte. Auch an die andere Waffe konnte er so schnell nicht heran. Die Kugel der Gräfin würde zehnmal schneller sein.

»Töte ihn!« kreischte Lady Cheldham. »Töte diesen Mann!«

Noch vier, fünf Yards, dann hatte die Untote John erreicht.

John spannte die Muskeln.
Noch drei Yards.
Hinter sich vernahm er das wahnsinnige Kichern der Gräfin.
Elizabeth Barthony hob das blutige Schwert.
Der Tod griff nach John Sinclair.
Und dann setzte John alles auf eine Karte. Nutzte die hauchdünne Chance, die sich ihm bot.
Zwei blitzschnelle Schritte brachten ihn direkt neben Elizabeth Barthony, so daß die Untote zwischen John und Lady Cheldham stand.
Genau in der Schußrichtung!
Die Gräfin feuerte.
Elizabeth Barthony bekam die Kugel mitten in die Brust. Das Fleisch wurde aufgerissen, und eine schwarze Flüssigkeit quoll aus dem Körper.
Doch das sah John Sinclair schon nicht mehr. Er lag bereits auf dem Boden, riß seine zweite Pistole aus dem Hosenbund, rollte sich ein paarmal um die eigene Achse und jagte in wahnsinnig schneller Reihenfolge das Blei aus dem Lauf.
Lady Cheldham nahm die Kugeln voll. Die Geschosse stanzten eine Reihe roter Flecken quer über ihre Brust.
Noch einmal riß die Gräfin den Abzug ihrer Waffe durch. Doch da kippte die Frau bereits nach hinten, und das Blei fuhr in die holzgetäfelte Decke.
John Sinclair kam gedankenschnell auf die Füße. Langsam verebbte das Echo der Schüsse.
Mit dem Jackenärmel wischte sich der Inspektor den Schweiß von der Stirn.
Elizabeth Barthony war verschwunden!
Sie mußte die Zeit genutzt haben, um sich irgendwo zu verstecken oder aber nach draußen zu gehen.
Ein Stöhnen ließ John herumfahren.
Lady Cheldham. Sie lebte noch. Trotz der vier Kugeln, die sie mitbekommen hatte.
John kniete neben der Frau nieder.
Lady Cheldham sah ihn an. Ihr Blick war schon verschleiert. Der Gräfin konnte kein Arzt der Welt mehr helfen.
Ihre Stimme klang überraschend klar, als sie anfing zu sprechen: »Noch haben Sie nicht gewonnen, Inspektor. Elizabeth lebt. Sie wird ihre Rache vollenden. Eine Rache, für die ich nur gelebt habe. Ich weiß, daß es aus ist, Inspektor. Ich…« Ein Hustenanfall unterbrach die Worte der Gräfin. Blutiger Schaum stand bereits vor ihren Lippen. Eine Kugel mußte die Lunge verletzt haben.
John hob den Kopf der Frau ein wenig an. Trotzdem ihm die Zeit auf den Nägeln brannte, wollte er Lady Cheldham in ihrer Sterbestunde

nicht allein lassen. Auch wenn sie eine Mörderin war.
Lady Cheldham hob die Hand. »Sie werden Elizabeth nicht fangen können, Inspektor. Sie ist eine Untote.«
»Doch, ich werde sie fangen.« John krempelte sein rechtes Hosenbein hoch und riß das Pflaster von der Wade.
Er hielt die Pistole direkt vor Lady Cheldhams Augen. »Sie ist mit Silberkugeln geladen«, sagte John. »Sie wissen, was das heißt.«
Lady Cheldhams Gesicht verzerrte sich vor Wut.
»Man nennt Sie den Geistertöter«, flüsterte sie erstickt. »Ich verfluche Sie, Inspektor. Sie sollen… Aaah…«
Noch einmal bäumte die Gräfin sich auf. Versuchte verzweifelt, gegen den Tod anzukämpfen.
Dann wurde Lady Cheldham schlaff. Sie war tot.
John Sinclair drückte ihr die Augen zu und stand auf. Sein Blick glitt prüfend durch die Halle.
Wo hatte sich Elizabeth Barthony versteckt?
John durchsuchte in Windeseile die unteren und oberen Räume. Nirgendwo fand er eine Spur von der Untoten.
Elizabeth Barthony mußte nach draußen gelaufen sein.
Und draußen waren Menschen. Menschen, deren Blut sie brauchte!

***

Urplötzlich öffnete der Himmel seine Schleusen. Sturzbächen gleich klatschte das Wasser auf die Erde. Im Nu lag das Land unter einem grauen nassen Regenvorhang.
»Verdammter Mist«, schimpfte Hugh O'Hara, schaltete einen Gang zurück und verlangsamte damit die Fahrt seines Wagens. »Muß dieser dämliche Sturzregen auch jetzt noch einsetzen.«
»Fluchen hilft auch nicht«, gab Evelyn, Hughs junge Frau, zurück. Gelassen zündete sie sich eine Zigarette an.
Hugh O'Hara warf seiner Frau einen schiefen Blick zu. »Du hast gut reden«, knurrte er, »schließlich wollen wir noch vor Mittemacht in Longford sein.«
Evelyn zuckte die Achseln und blies eine Rauchwolke gegen die Decke des Simca.
Evelyn O'Hara war eine blonde Frau mit kurzem Pagenschnitt und einer knabenhaften Figur. Auffällig allein waren ihre bernsteinfarbenen Augen, die immer ein wenig spöttisch blickten.
Ihr Mann war rothaarig und konnte vor Kraft kaum gehen. Ein rechter Ire.
»Zehn Meilen noch bis Longford«, sagte Hugh O'Hara. »Deine Eltern hätten sich auch ein besseres Nest aussuchen können, in dem sie ihren Urlaub verbringen.«
Evelyn lachte leise.

Verbissen umklammerte Hugh das Lenkrad. Seine Augen starrten in den Regenvorhang, den die beiden Scheinwerfer kaum durchdringen konnten.

»Sollten wir nicht lieber anhalten, Hugh?«

»Quatsch. Hier kommt uns bestimmt keiner entgegen.«

Im Zehn-Meilen-Tempo schlich der Simca dahin.

Und plötzlich stotterte der Motor.

»Die Kiste wird doch nicht stehenbleiben?« hauchte Evelyn entsetzt.

Ihr Mann gab keine Antwort. Er fluchte verbissen in sich hinein, versuchte mit allen Mitteln, den Motor wieder hochzuorgeln.

Ohne Erfolg.

Der Wagen rollte noch ein paar Yards und blieb dann ganz stehen.

»Jetzt haben wir den Salat«, sagte Evelyn.

»Weiß ich selbst, verdammt.« Hugh warf sich auf seinem Sitz herum. »Aber wer wollte denn unbedingt in dieses Kaff? Du oder ich?«

»Ha, ha«, lachte Evelyn, »jetzt soll ich noch schuld sein, daß der Wagen stehengeblieben ist, was?«

»Bist du auch.«

»So was habe ich noch nie erlebt.« Ehe der Streit jedoch zu einem zünftigen Ehekrach ausarten konnte, klinkte Hugh O'Hara die Tür auf und schwang sich halb aus dem Wagen. Sofort waren seine Hosenbeine klatschnaß.

»Wo willst du denn hin?« rief Evelyn.

»Anschieben!« knurrte Hugh. »Los, setz dich hinter das Steuer.«

»Das nützt auch nichts«, murrte Evelyn, bequemte sich aber dann doch, ihren Platz zu wechseln.

Hugh O'Hara stellte den Kragen seines Trenchcoats hoch und lief an die Hinterseite des Wagens. Das auf der Straße stehende Wasser umspielte dabei seine Fußknöchel.

»Solch eine verdammte Schei…«, fluchte Hugh O'Hara und stemmte sich gegen die Karosserie des Simca.

Unendlich langsam kam der Wagen in Bewegung.

»Leg mal den zweiten Gang ein!« schrie Hugh gegen das Geräusch des Regens an.

Er wußte nicht, ob ihn seine Frau gehört hatte. Auf jeden Fall rollte der Wagen ein paar Yards und blieb dann wieder stehen.

Hugh O'Hara wollte sich gerade wieder in Bewegung setzen, da sah er die Frau.

Sie stand direkt am Straßenrand, war urplötzlich aus dem Wald getreten.

O'Hara blieb stehen.

Er merkte nicht, daß ihm der Regen weiterhin auf den Körper klatschte, ihm ins Gesicht schlug und in die Schuhe drang. Hugh hatte nur Augen für die Frau.

Sie trug ein einfaches Kleid, das durch die Nässe wie eine zweite Haut an ihrem Körper klebte. Von den pechschwarzen Haaren lief das Wasser in Strömen über das Gesicht, die Schultern.

»Was machen Sie denn hier?« fragte Hugh, und ihm fiel sofort auf, daß er viel zu leise gesprochen hatte, so daß ihn die Frau gar nicht hören konnte.

Trotzdem kam sie näher.

Sie trug auch irgend etwas in der Hand.

Hugh sah genauer hin und erkannte ein Schwert.

Was will diese Person mit einem Schwert? fragte er sich.

»Hugh, komm endlich!« drang Evelyns Stimme zu ihm herüber.

Hugh O'Hara gab keine Antwort. Die Frau hatte ihn vollständig in ihren Bann gezogen.

Die Unbekannte lächelte. Es war ein falsches, freudloses Lächeln, doch Hugh O'Hara schien es nicht zu bemerken.

»Wollen Sie mitkommen?« fragte er.

Die Frau nickte.

»Da vorn steht mein Wagen. Er fährt zwar im Moment nicht, aber drinnen ist es bestimmt trockener als hier draußen.«

Hugh setzte sich in Bewegung.

Die Unbekannte folgte ihm langsam.

Evelyn hatte bereits eine Scheibe heruntergekurbelt. Sie verzog ihr Gesicht, weil sie einige Regentropfen mitbekam.

»Was hast du denn da so lange rumgestanden?« fragte sie unwillig.

»Ich habe eine getroffen.«

»Eine Frau?« echote Evelyn mißtrauisch.

»Ja, sie stand am Straßenrand. Ich habe ihr gesagt, sie kann sich in unseren Wagen setzen, bis der Regen aufgehört hat.«

»Ich weiß nicht so recht…«

»Unsinn, mach schon die Tür auf. Denkst du, ich will hier draußen ertrinken?«

Evelyn beugte sich nach hinten, um den Hebel der Fondtür hochzudrücken.

Dabei warf sie zufällig einen Blick in den Innenspiegel.

»Hugh!« Ihr gellender Schrei ließ den Mann herumfahren.

Seinen Augen bot sich ein schreckliches Bild.

Die Unbekannte war bis auf einen Yard an ihn herangekommen. Sie hatte den Arm mit dem Schwert erhoben, bereit, Hugh O'Hara die Klinge in die Brust zu rammen.

Hugh drehte sich instinktiv zur Seite.

Trotzdem konnte er dem mörderischen Stoß nicht ganz ausweichen. Das Schwert bohrte sich in Hugh O'Haras Hüfte.

Der Mann röchelte. Aufstöhnend drehte er sich um die eigene Achse, seine rechte Hand griff instinktiv zu und bekam den Außenspiegel zu

fassen.

Mit seinem gesamten Gewicht hing der Mann an dem Spiegel. Ratschend brach die Halterung.

Hugh O'Hara stürzte zu Boden.

Elizabeth Barthony beugte sich über ihn und schlürfte gierig das aus der Wunde quellende Blut.

Das war genau der Moment, in dem Evelyn O'Hara ihren ersten Schrecken überwunden hatte.

Sie mußte ihrem Mann jetzt helfen! Und unter dem Beifahrersitz lag ein schwerer Schraubenschlüssel.

Die Finger der Frau tasteten unter den Sitz, bekamen den Schlüssel zu fassen.

Hastig und mit fliegendem Atem öffnete Evelyn die Beifahrertür. So schnell es ging, warf sie sich aus dem Wagen, rutschte auf der regennassen Straße aus, zerschrammte sich das Knie, verbiß jedoch den Schmerz und hetzte um die Kühlerhaube herum.

Ihr Mann lag neben dem Wagen. Die unbekannte Frau hatte sich über ihn gebeugt und den Mund auf seine blutende Wunde gepreßt. Das Schwert lehnte an dem Wagen.

Evelyn O'Hara drehte durch!

Mit einem fast tierischen Schrei hob sie den schweren Schraubenschlüssel und drosch ihn mit aller Kraft auf den Schädel der Unheimlichen.

Tief bohrte sich der eiserne Gegenstand in den Kopf der Untoten.

Eine dicke schwarze Flüssigkeit quoll hervor, die vom Regen jedoch abgespült wurde.

Elizabeth Barthony wurde von der Wucht zur Seite geschleudert.

Zu einem zweiten Schlag fehlte Evelyn O'Hara einfach die Kraft. Entsetzt starrte sie auf die Untote, die sich trotz ihres fast gespaltenen Schädels erhob, das Schwert packte und mit grausam verzerrtem Gesicht auf Evelyn zukam.

Evelyns Nerven spielten nicht mehr mit. Die Frau ließ den Schraubenschlüssel fallen, riß die Hände vors Gesicht und schrie, schrie, schrie…

***

Der plötzliche Regen überraschte auch John Sinclair. Die hellen Scheinwerfer des Bentley, deren Lichtfinger wie zwei Lanzen durch den nachtdunklen Park stachen, waren plötzlich zur Wirkungslosigkeit verurteilt.

John fluchte.

Auf sich und auf das verdammte Wetter.

Bestimmt hatte Elizabeth Barthony den großen Park bereits verlassen, um auf die Straße zu kommen, die in Richtung Longford

führte.

John fuhr, so schnell es ging, durch den Park. Er jagte den Wagen durch Regenpfützen, dessen Wasser hoch aufspritzte, als die Räder hindurchpreschten.

Endlich sah John das Tor.

Der Inspektor bremste ab, gab dann wieder Gas und schlitterte auf die Straße, die nach Longford führte.

John fuhr jetzt langsamer. Hielt sich mitten auf der Fahrbahn.

Die zusätzlich eingeschalteten Halogenscheinwerfer verschafften John eine etwas bessere Sicht.

Die Scheibenwischer des Bentley arbeiteten auf Hochtouren. Trotzdem konnten sie die Wassermassen nicht schaffen. Zu dicht war der Regen.

John schwitzte am gesamten Körper. Er hatte Mühe, seine aufgepeitschten Nerven unter Kontrolle zu halten. Kurz vor der Kurve sah er den anderen Wagen.

Es war ein orangefarbenes Auto, das am Straßenrand stand.

Schemenhaft sah John Sinclair auch zwei Menschen.

Zwei Frauen!

Eine kannte er.

Elizabeth Barthony.

Johns Fuß nagelte die Bremse fest. Der Wagen stand noch nicht ganz, da hechtete John schon hinaus.

Er sah, wie die Untote ihr Schwert hob, um es der anderen Frau in die Brust zu stoßen.

John flog förmlich auf Elizabeth Barthony zu. Der Schrei des wehrlosen Opfers gellte ihm noch in den Ohren, als er Elizabeth Barthony herumriß.

Die Untote bot einen grauenvollen Anblick. Ihr halber Kopf war eingedrückt und hatte das Gesicht zu einer gräßlichen Fratze verschoben.

Die Untote wandte sich ihrem neuen Gegner zu.

John wich zurück. Er mußte Elizabeth Barthony von der jungen Frau weglocken.

Die Untote folgte.

Mit einer fließenden Bewegung zog John die Pistole, in der die silbernen Kugeln steckten.

Drei Kugeln mußte er verschießen. Und diese Kugeln mußten genau das Herz der Untoten treffen, sonst waren sie wirkungslos.

John hob die Pistole.

Seine Linke umspannte das rechte Handgelenk. Der Zeigefinger legte sich um den Abzug.

John kniff die Augen zusammen. Regenwasser rann ihm über das Gesicht.

Immer noch kam die Untote auf John zu.
John Sinclair feuerte.
Die Kugel bohrte sich genau in das Herz der Untoten. Wie durch eine Mauer wurde Elizabeth Barthony gestoppt. Der zweite Schuß. Um Millimeter neben der ersten Kugel drang das zweite Geschoß in das Herz der Untoten.
Elizabeth Barthony brach in die Knie.
John Sinclair trat einen Schritt vor, senkte die Waffe und schoß zum drittenmal.
Er traf genau.
Die silberne Kugel traf die Brust der Untoten ebenfalls und löschte damit die Macht dieses Ungeheuers aus. Für immer.
John Sinclair steckte die Pistole weg. Noch immer starrte er auf die Untote, die mit dem Rücken auf der Straße lag, beide Arme von sich gestreckt.
Und dann geschah das Unheimliche.
Elizabeth Barthony begann sich vor John Sinclairs Augen aufzulösen.
Ihr sonst normal aussehender Körper zerfiel, bekam eine graue Färbung, bröckelte förmlich auseinander, bis nur noch Staub da war, der von dem strömenden Regen im Nu weggeschwemmt wurde.
Ein nasses Kleid war das einzige, was von Elizabeth Barthony übrigblieb.
Mit dem Fuß stieß John den Stoff in den Straßengraben.
Erst jetzt spürte der Inspektor die Nässe. Merkte, daß er am gesamten Körper fror.
Dann sah John Sinclair den Mann. Er lag direkt neben dem Simca und blutete aus einer gräßlichen Wunde an der Hüfte.
John kniete nieder und fühlte nach dem Puls.
Gott sei Dank, der Mann lebte. Doch wenn er nicht sofort in ärztliche Behandlung kam, war er verloren.
John legte den Verletzten vorsichtig auf den Rücksitz des Bentley.
Die Frau war durch den Schock ohnmächtig geworden. John verfrachtete sie auf den Beifahrersitz. Dann fuhr er in Richtung Longford.

***

Das Ehepaar O'Hara wurde gerettet. John besuchte Evelyn O'Hara am anderen Tag im Krankenhaus.
Die Frau sah zwar noch ein wenig blaß aus, aber sonst hatte sie das Abenteuer gut überstanden.
Sie bedankte sich noch einmal überschwenglich bei John Sinclair und wollte wissen, was genau passiert war.
»Eine Frau ist aus der Irrenanstalt ausgebrochen«, log John.
»Hat man sie denn wieder eingefangen?« fragte Evelyn.

»Ja«, erwiderte John. »Diese Frau wird nie mehr Unheil anrichten.«
Evelyn O'Hara lehnte sich in ihr Kissen zurück. »Da bin ich beruhigt«, sagte sie lächelnd und schloß die Augen.

ENDE